

# VERDORF

Illustrirte Damen-Zeitung

**Inhalt:** Paris vor tausend Jahren. Originalzeichnung von H. Knackfuß. — Gefunden! Lebensbild von Maria von Koskowska. (Schluß.) — Frau Tei Watanabe. Von Eufemia von Rudriassky (mit Porträt). — Zur Gesundheit! Von Otto Freiherrn von Reinsberg-Düringsfeld. — Rachel Felix und Alfred de Wuffet. Von Franz Otto Genichen. — In Amt und Würden. Originalzeichnung von Otto Günther. — Am Siebelfenster. Von Billamaria. — Die Sehnsucht. Von Max Thiele. — Romane. Von Eduard Rohde. — Pflaunderskinder. — Auflösung des Buchstaben-Räthsels Seite 235. — Correspondenz. — Inserate.

### Gefunden!

Lebensbild von Maria v. Koskowska.

(Schluß.)

Sie wendete den Kopf und statt des ihm schon recht wohlbekannten Gesichtes erblickt er ein ganz fremdes, nicht junges und hübsches, sondern ältliches und wenn nicht ungeschönes, doch ungeschön zusammengezogenes. Starr und eisig kalt messen die Augen den Fremden, der ihr so indiscret unter den Hut zu schauen strebte. Um sich von diesem Medusenblick zu erholen, betrachtet er in der Vorkammer des Concertsaales noch einmal die Photographien. Eine Erholung in der That — dieser Anblick. Welche Seele spricht aus diesen Zügen! Nicht in lauten, herausfordernden Tönen, sondern ganz leise, tief verschleiert. Ja, wie durch einen Schleier muß man erst hindurchdringen, um den eigenthümlichen, tiefinnerlichen Reiz dieser Erscheinung zu erfassen; für manches Auge, für ein uneingeweihtes, ist er vielleicht ganz unfaßbar.

Seinen Meditationen sich entziehend, tritt er in den fast überfüllten Raum. Die Musik, der Gesang, so schön immerhin, geht ihm leider verloren. Unausgeseht schweifen seine Augen umher, treffen auch auf Bekannte — da nickt ihm die Doctorin zu, daß ihm ein Platz reservirt sei. Allein er wendet der Blick hastig ab, denkt nicht daran, dem freundlichen Wink zu folgen. Nirgend, so weit seine Blicke reichen, eine Dame, welche das Original seines Bildes sein könnte. Nehmlichkeiten allerdings, doch nicht sie — nicht dieser seelenvolle Ausdruck, dies Milde, Weibliche! Freilich auch viel Milde, Weibliches, doch nicht gerade sie. Eigenthümlicherweise gefallen ihm selbst schöne Gesichter, deren er hier mehrere erblickt, viel weniger, als gerade diese Photographie. Wieder zieht er eins der Bilder hervor, da legt sich eine Hand auf seine Schulter. „Wen suchst Du denn so eifrig? Wir sind ja drüben, am zweiten Fenster, Dein auffälliges Wesen hat schon allgemein.“ Der Doctor bricht ab — sein Blick war auf die Photographie gefallen, welche der Assessor in der Ueberraschung fortzustecken vergaß. „Aha, also doch, wie meine Frau und Schwägerin meinte, und gar —“ Wieder stockte er. Der Andere sagte einen raschen Entschluß. „Ich will Dir hernach mittheilen, wie die Geschichte zusammenhängt, unter der Bedingung jedoch, daß Du Deinen Damen noch nichts davon sagst.“

„Schon gut — ich schweige. Du kommst also nicht zu uns?“ Damit wandte der Doctor sich ab. Wie er die Farbe wechselte! „sagte sich der Andere, „er muß doch sicher darauf gerechnet haben, mich zum Schwager

zu erhalten. Seine Frau ist eine Hiesige, er hat hier ausgetriebene Bekanntschaft, kennt also vielleicht mein Original.“ Dabei stieg der peinliche Gedanke in dem Assessor auf, der Mann werde doch plaudern, und die Unbekannte dann in eine Beziehung zu ihm gebracht werden, die ihr unter Umständen nicht allein unangenehm, sondern wirklich schädlich sein könnte. Um so lebhafter ist sein Wunsch, sie aufzufinden oder ihre Adresse zu erfahren, sie überhaupt kennen zu lernen. Der

Doctor sollte ihm dazu behilflich sein — allein dieser trennte sich nicht von seinen Damen, obwohl der Assessor sich auf dem Rückwege der Gesellschaft angeschlossen und ihm verthohlene Winke gab. Und offen wollte er ihn doch nicht auffordern, sich mit ihm von den Andern abzusondern — diese würden sonst neugierig werden. Daß der Doctor des Bildes nicht Erwähnung gethan, bewies das Benehmen Josephinens und ihrer Schwester, die wieder höchst liebenswürdig gegen ihn waren. Uebrigens kennt Jener sein Original wohl nicht, sonst würde er doch begieriger sein, die Geschichte, welche der Freund ihm versprochen, zu erfahren.

Am andern Vormittag saß der Assessor vor einer Conditorei der Hauptstraße, und musterte aufmerksam die vorübergehenden Damen. Da erblickte er auf dem jenseitigen Trottoir seinen Universitätsgenossen im Gespräch mit einer Dame. Klopffenden Herzens springt er auf, das ist sie! Dieses Mal irrte er nicht — dasselbe Gesicht, wie auf dem Bilde — Zug um Zug! Auch darin irrte er nicht, so dünkt es ihn wenigstens, daß eine Photographie ein sehr unvollkommener Wiedererschein der Wirklichkeit sei. Die zarte frische Farbe, die Belebtheit des Gesichts und Blicks, das reich wechselnde Mienspiel machten sie viel jünger und hübscher, als auf der Karte. Die Unterhaltung mit dem Doctor ist offenbar sehr lebhaft, scheint Beide zu erregen. Es wäre zwar indiscret, dieselben zu stören, sich ungerufen einzudrängen, allein er that es sogleich, ohne Bedenken, wenn sich nicht ein für den Augenblick unüberwindliches Hinderniß dieser Absicht entgegenstellte. Es wäre auch seine Pflicht als Mann, denn sichtlich strebt sie darnach, das Gespräch zu enden, und der Doctor hält sie gegen ihren Willen auf, vertritt ihr den Weg! Leider marschirte eben eine Abtheilung Soldaten zur Parade — er konnte den Zug nicht trennen. Als derselbe zu Ende war, schoß er augenblicklich über die Straße hinüber nach dem andern Trottoir. Da stand aber nur noch der Doctor.

„Wer ist die Dame, mit der Du eben gesprochen? Und was hast Du sie gegen ihren Willen aufzuhalten?“ Sein Ton war fast drohend.

Der Andere blickte ihn finster an, sagte trozig und spöttisch zugleich: „Wer sie ist, brauchst Du mich doch nicht zu fragen. Und auf das, was wir redeten, eifersüchtig zu sein, hast Du wahrhaftig keine Ursache.“ Mürrisch wandte er sich von ihm.

Der Assessor erwog, daß Erklärungen hier ihm unmöglich machen würden, die Unbekannte einzuholen, verschob dieselben also auf gelegnere Zeit und eilte um die Ecke. Sie war indeß nicht mehr zu erblicken, obgleich er hastig die nächsten Straßen durchstreifte.



Paris vor tausend Jahren. Originalzeichnung von H. Knackfuß.

## IV.

Ferdinande hatte selber den Kuchen geholt zu dem heutzutage Nachmittag, kehrte erregt, mit glühenden Wangen, heim. Während sie in ihrem Stübchen ablegte, hört sie vorn eine Männerstimme mit dem Dntel reden. Ihre Thür war halb offen, der Vorhang des Alkovens zurückgeschlagen, und sie vernahm jedes Wort. Der Schwesterjohn des alten Herrn, welcher letzterer nicht ihr rechter Oheim, nur ein entfernter Verwandter war, kündigte in hastiger Weise an, daß er heute Nachmittag nicht kommen könne, da ein Dampfboot nach einem nahen Orte gehe, dessen schöne Umgebungen er längst zu sehen gewünscht habe. Doch morgen Nachmittag stehe er zur Verfügung.

Der Dntel brummte und räsonierte ein wenig, schließlich schien es ihm jedoch einzuleuchten, daß der junge Mann die Umgegend zu sehen wünsche. Nach augenblicklicher Pause sagte er: „Ich möchte Dir einen Vorschlag zur Güte thun, Herr Neffe! Ferdinande kommt gar nicht von meiner Seite, lebt wie eine wirkliche Nonne. Sie macht die Partie gewiß gern mit, und Du könntest sie mitnehmen.“

Die Zuhörerin glaubte nicht recht verstanden zu haben. „Aber, mein bester Dntel, würde sich das schicken? Ich kenne Ihre Pflegerin nicht, doch ist sie wahrscheinlich noch zu jung, um allein in Gesellschaft eines jungen Mannes —“

„Dummes Zeug, seid Ihr nicht Verwandte? Sie ist Deine Cousine, obwohl nur im dritten Grade und dann — sieh, da wir Beide gerade allein sind, und es nicht meine Art ist, lange mit Etwas hinterm Berge zu halten, so will ich Dir gleich meinen Plan mittheilen. Ich wünsche nämlich, daß Ihr Beide, Du und Ferdinande, ein Paar werdet.“

„Wie sagen Sie?“ Der Ton verrieth, daß der Neffe die Worte wohl verstanden hatte und nur Zeit gewinnen wollte zu einer Antwort auf diesen überraschenden Antrag.

Ferdinande war durch denselben gleichsam versteinert.

Er wiederholte ihn, hinzusetzend: „Ich habe kein Testament gemacht und könnte es so ersparen. Denn daß meine langjährige treue und, ich muß es wohl sagen, liebevolle Pflegerin nach meinem Tode leer ausgeht, verlassen zurückbleibt, das kann ich nicht auf mein Gewissen nehmen.“

„Bester Dntel, belohnen Sie Ihre liebevolle Pflegerin, wie sie es verdient, nur nicht —“

„Auf meine Kosten,“ meinte Ferdinande noch zu hören. Ihr ward ganz dunkel vor den Augen.

„Was kannst Du gegen Ferdinande haben? Sie ist keine Schönheit, doch immerhin nicht so häßlich, wie manche Andere, die trotzdem einen Mann bekommen. Dabei eine vortreffliche Wirthin, von mir zur Sparsamkeit gewöhnt, wie man heutzutage selten —“

„Das glaube ich Alles recht gern, allein ich kenne sie doch nicht und —“

„Die Bekanntschaft wird sich schon machen. Uebrigens kennst Du sie ja aus den Briefen, die sie in meinem Namen an Dich geschrieben. Hat sie nicht eine saubere Handschrift und einen gefälligen Stil?“

„Ja, gewiß — allein darauf hin —“

„Sie könnte Dir einen Secretär ersparen.“

„Nun, Dntel, zu dem Zweck würde ich mir nicht gerade eine Frau nehmen!“ Die Vortheile dieser Verbindung, welche der Dntel so eifrig und nachdrücklich hervorhob, fangen an ihn zu belustigen. So schien es wenigstens; die ursprüngliche Betroffenheit war der Munterkeit gewichen.

Die Zuhörerin drinnen gerieth dagegen nach der ersten Besichtigung in wahnsinnige Verzweiflung. Welch Einfall von dem Dntel! Und vorher kein Wort darüber fallen zu lassen! Hätte sie das ahnen können, sie würde ja gleich hineingegangen sein. Auch jetzt thäte sie das gern, möchte jede fernere Aeußerung abschneiden; allein sie ist zu beschämt und fassungslos.

„Heutzutage ist freilich die Bildung anders, als früher;“ hört sie jetzt den Dntel sagen, „zudem bringt es Dein Metier mit sich, daß Du mit der Feder besser umzugehen verstehst, als Amateure. Aber wenn das auch nicht in Betracht kommt,“ setzt er seine „Attaque“ fort, „so wirst Du mit Ferdinande gut fahren. Sie hat alle Eigenschaften zu einer vortrefflichen Hausfrau.“

Es war allerdings schmeichelhaft für sie, dies aus dem Munde des alten Mannes zu hören, der gewöhnlich tadelte, was sie that, an Allem etwas auszuheben fand. Allein unter diesen Umständen hätte sie herzlich gern auf das Lob und die Anerkennung verzichtet. Siedend heiß schoß ihr das Blut ins Gesicht, und der Boden unter ihren Füßen schien zu brennen. Wenn es nur ein Mittel gäbe, den alten Herrn von diesem Thema abzubringen! Doch zu dem einzigen war sie unfähig — unbefangen eintreten, ein gleichgiltiges Gespräch beginnen konnte sie nicht. Und zuletzt — jetzt fruchtete eine Unterhaltung ja doch nicht mehr; der Gegenstand mußte erschöpft werden, und da war es besser, daß es fogleich, mit einem Mal geschah, nicht der Dntel morgen Nachmittag wieder Veranlassung hatte, ihn aufzunehmen. Die Antwort, welche sie voraussetzte, erfolgte denn auch.

„Wie ich schon vorhin sagte, ich zweifle nicht im mindesten an den guten Eigenschaften Ihrer Pflegerin, bester Dntel. Doch wenn sie auch die vortrefflichste Hausfrau abgäbe, so fragt es sich immer, ob sie gerade für mich paßt. Der Geschmack ist so verschieden.“

„Dumme! Ihr Euch ja kennen lernen, und bei dem heutigen Auszug kann das am besten geschehen.“

Eine augenblickliche Pause entstand, in welcher Ferdinande ihr Herz klopfen hörte. Da erhob sich der Neffe, und gleichzeitig schlüpfte sie in ihr Zimmer. Aber die Thür konnte sie nicht geräuschlos schließen. So hörte sie denn, daß er, wie in bestiger Erregung auf und nieder gehend, in gepreßtem Tone sagte:

„Ich bitte Sie, den Gedanken an eine solche Verbindung aufzugeben. Wenn es mir immer widerstrebt hat, eine Heirath lediglich als ein passendes und vernünftiges Arrangement zu betrachten, so ist das nunmehr in noch viel höherem Grade der Fall, kann ich jetzt gar nicht daran denken, eine Ehe ohne Liebe zu schließen.“

Die Beziehung war so deutlich, daß sie selbst dem Greise nicht entging. „Also schon anderweitig versehen oder vielmehr vergaßt?“ murmelte er. „Am Ende gar versprochen und verlobt, und ich höre jetzt das erste Wort davon und hätte es vielleicht noch lange nicht erfahren, ohne daß ich so auf den Busch klopfte? Das nennt man wohl heutzutage Klug-

sichten nehmen, den schuldigen Respect haben? Kein Wink, keine Andeutung — o warte!“

„Gieber Dntel, ereifern Sie sich nicht. Wie dürfen Sie mir eine etwaige Wahl übel nehmen, da ich von Ihrem Project ja nicht die mindeste Ahnung haben konnte?“

Das leuchtete ihm allerdings ein und beschwichtigte ihn einigermaßen. „Freilich, majorem bist Du längst, und Viele warten nicht einmal so lange, um sich zu binden. Aber mir selber kam die Idee erst vor kurzem, und durch Ferdinande konnte ich sie Dir doch nicht mittheilen lassen. So solltest Du eine Einladung erhalten, mich zu besuchen und gleichzeitig ihre Photographie damit —“

„Ihre Photographie!“

„Nun ist es vorbei damit, und ich weiß nicht, auf welche Weise — werde Testament machen müssen.“

„Gewiß, thun Sie das, bester Dntel, und geben Sie Ihrer Dankbarkeit für Ihre Pflegerin so vollen Ausdruck, wie das durch ein Vermächtniß möglich ist. Mir kommt es wahrhaftig nicht in den Sinn, das junge Mädchen durch meine zufällige nähere Verwandtschaft um den wohlverdienten Lohn seiner Mähen verkürzt zu sehen.“

Er sprach so herzlich, daß Ferdinande die Thränen in die Augen trat, und der Hauptmann ihm in diesem Augenblick kaum über die Vereitelung seines Planes zürnen konnte.

„Wer ist denn Deine Braut? Ihr Name, Ihre Verhältnisse?“

Der Andere schien in Gedanken. „Meine Braut!“ fuhr er auf und setzte dann hastig hinzu: „Vorläufig ist es noch nicht so weit — ich kann Ihnen augenblicklich noch nichts darüber sagen. Vielleicht morgen Nachmittag — vielleicht auch nicht!“ Die letzten Worte flüsterte er fast vor sich hin und empfahl sich dann in höchster Eile und Verwirrung, als fürchte er, der Oheim werde auf die Theilnahme Ferdinandes an der Nachmittagspartie zurückkommen.

Den Tag hindurch war der Gelähmte in noch weniger freundlicher Laune, als sonst. Ferdinande schwieg — färgsam und gebüdig, wie immer. So tief der seinem jungen Verwandten gemachte und — abgelehnte Vorschlag sie verletzt hatte und noch verletzte: er hatte es, in seiner Weise, mit ihr außerordentlich gut im Sinne gehabt. Die Dankbarkeit dafür, daß er sich um ihre Zukunft kümmerte, was nach seinem bisherigen Wesen gar nicht zu erwarten war, hielt fast dem Verdruß und der Demüthigung, daß es gerade auf diese Weise geschehen, das Gleichgewicht. Wenigstens mußte es nichts, mit ihm darüber zu reden und zu rechten, da es nun doch nicht mehr zu ändern, zurückzunehmen war. Auch konnte sie es nicht über sich gewinnen, die Sache überhaupt zu berühren — zufrieden damit, daß der alte Herr so viel Zartgefühl besaß, davon nicht zu beginnen, sie nicht zur Vertraulichkeit zu machen und in die Ursache des Mißmuthes einzuweisen, der ihn offenbar gegen den Schwesterjohn erfüllte und immer heftiger ward.

Und schon in derselben Nacht war sie herzlich froh, daß sie der Sache nicht erwähnt, ihn durch Vorwürfe nicht aufgeregt, zum Zorn gereizt hatte — es würde ihr zeitlichen Gewinnsbisse verursacht haben. Um elf Uhr, als sie noch schlaflos da lag, hörte sie ihn stöhnen und fand ihn bewußtlos, von einem zweiten Schlaganfall heimgesucht.

Das Dienstmädchen holte den Arzt, und inzwischen that Ferdinande Alles, was sie vermochte. War der Fall von dem Doctor doch schon längst vorhergesehen worden, hatte ihn doch nur, wie derselbe meinte, ihre sorgliche Pflege, ihre durch keine Laune zu erschöpfende Geduld so lange hinaus geschoben. Ein Aderlaß und sonst angewendete Mittel befeitigten für den Augenblick die Gefahr — der Kranke kehrte zum Bewußtsein zurück; doch vergebens versuchte er zu sprechen. Und sie vermochte nicht zu errathen, was er wollte.

„Strengen Sie sich nicht an, lieber Dntel,“ bat sie flehentlich. „Es schmerzt mich unendlich, daß ich nicht weiß, was Sie wünschen. Aber Sie werden der Sprache wieder mächtig werden. Wissen Sie nicht, daß Sie nach dem ersten Anfall ihren Gebrauch auch ganz verloren hatten? Das findet sich wieder, zumal wir nun bald ins Bad gehen.“

Doch wie sie ihn auch beschwichtigen wollte — seine Ungeduld wuchs.

Endlich begriff sie. „Nicht gleich daran zu denken! Sie wünschen, daß Ihr Schwesterjohn gerufen werde?“

Der Ausdruck seines Blickes bewies, daß sie seinen Wunsch getroffen habe.

Der Arzt erbot sich, den jungen Mann zu benachrichtigen, damit Ferdinande doch nicht wieder allein bleibe mit dem Kranken und ging. In möglichst kurzer Zeit und lebhaft bestürzt erschien der Gerufene.

Die Dienerin ließ ihn ein. Er fand Ferdinande im Alkoven, den nur spärlich eine Nachtlampe erhellte, über deren Schirm sie noch einen Schleier gelegt hatte. Sie winkte ihm, zu schweigen.

„Er schläft und Helle stört ihn,“ flüsterte sie und bot ihm einen Stuhl.

Einige leise Fragen und Mittheilungen über den betrübenden Zufall — dann Stille in dem kleinen Gemache, nur unterbrochen durch die schweren Athemzüge des Schlafenden.

Der Arzt hatte dem Neffen in warmen Worten ihre Hingebung für den Kranken gerühmt, auch dieser selbst es ja gethan. Die wenigen Minuten hier haben es ihm jedoch erst zum Bewußtsein gebracht, was es heißt, Krankenpflegerin zu sein.

Voll Antheil schaute der junge Mann auf die schlanke Gestalt, in der doch ein so kräftiger Geist wohnte. Die Gesichtszüge konnte er nicht unterscheiden bei dem schwachen Licht, auch wendete sie sich ab, um der verweinten Augen willen; die sanfte Stimme berührte jedoch sympathisch sein Ohr, und — es reuete ihn beinahe in diesem Augenblick, daß er den Oheim durch gänzliche Ablehnung seines Vorschlages erzürnt, wenn nicht gar zur Wiederholung des Schlaganfalls beigetragen hatte.

Die ereignende Situation erregte ihn im tiefsten Innern, die Aeußerungen Ferdinandes gaben ihm zu denken, auch sonst durchfluteten ihn mancherlei Gedanken. Zuletzt, wie um ihnen zu entgehen, zog er die Briestafche hervor, neigte sich näher zur Lampe und betrachtete bei dem matten Schein aufmerksam den Inhalt derselben.

Ferdinande lauschte den lauten Athemzügen, sich an die Hoffnung klammernd, daß der dritte Schlaganfall, welcher dem Leben ein Ende macht, noch recht ferne sein, ihr Dasein noch recht lange einen Zweck und Inhalt haben werde. Zwar einen traurigen, schweren, doch immerhin einen Zweck und

Inhalt. Nicht vor dem Alleinsein mit dem Gefährlichkranken graute ihr, wohl aber vor dem Alleinsein ohne denselben. Oft hat sie ihr Loos als ein recht herbes empfunden, ist von Andern noch öfter darum bemitleidet worden. Jetzt dünkt es sie schön und genügend, wenigstens im Gegenfatz zu der noch ödem, noch unendlich ödem Zukunft. Niemand haben, für den man sorgen, das eigene Behagen hingeben, sich aufopfern kann! Niemand, dem man unentbehrlich ist! Was thut's, daß dieses Bewußtsein der Unentbehrlichkeit mit völliger, namenloser Selbstvergeffenheit erkaufte werden muß? Gibt es doch ohne dasselbe keine Befriedigung. Wenn sie künftig bei Andern Brod und Unterkunft sucht, findet sich gewiß auch wieder Gelegenheit, sich nützlich zu machen — o ja! Aber es ist doch nicht das. So wunderbar und launisch der Dntel sein mochte, sie war bei ihm dennoch „zu Hause“, hatte nicht das Leid der Heimathlosigkeit gefühlt, das ihr nun bevorsteht bei fremden gleichgiltigen Leuten. Ja, sie hat ihn sogar herzlich geliebt. Nicht, als forderte er Zuneigung oder sei lebenswürdig gewesen; außer diesem letzten Beweis, daß er um ihre Zukunft Sorge, hat er nie einen solchen gegeben, sich stets grenzenlos egoistisch gezeigt. Auch damals, als er sie hinderte, eine Verbindung zu schließen, wie sie dem weichen, hingebungsbedürftigen Herzen des Weibes die naturgemäße ist, in einen Wirkungskreis zu treten, wie er durch keinen andern aufgewogen wird. Dennoch und bei all seiner Selbstsucht hat sie ihn geliebt, weil es eben unabweisliches Bedürfnis ist, Jemand zu lieben und weil eine Person, für die zu leben und zu atmen man gewöhnt und angewiesen ist, Einem schon an und für sich um der gehabten Mühe, der gebrachten Opfer willen nicht gleichgiltig sein kann.

Und daß jene Verbindung sich zerschlagen — sie dankte heute Gott und dem Oheim dafür, obwohl es sie damals tief geschmerzt. Nein, lieber allein sein und verlassen, ein einsames, altes Mädchen, als eine Ehe ohne Liebe. Diese Vermuthung nicht zu bestehen ohne Achtung, und sie denkt längst anders über jenen Mann, als in der Jugend, damals, als sie überhaupt noch nicht denken gelernt hatte durch das Weh und den Ernst des Lebens. Bei einer Freundin, der einzigen, die sie besaß, denn der anspruchsvolle Oheim duldet nicht viel Umgang, hatte sie den jungen Lehrer kennen gelernt. Er war der erste und einzige Mann, der ihr Aufmerksamkeit erwies, natürlich interessirte sie sich für ihn. Er suchte Eingang in ihr Haus, der Oheim war indeß nicht damit einverstanden, die treue Pflegerin zu verlieren, die er sich eigens für sein Alter herangezogen hatte, und nahm den Gast nicht besonders freundlich auf. Der ließ sich davon um so leichter abschrecken, als man ihn anderweitig in der zuvorkommendsten Weise behandelte und an sich zog. Ferdinande erhielt wenig Erlaubniß zu Besuchen bei der Freundin, und das benutzte diese, den jungen Mann — für sich selber zu gewinnen. Eine Geschichte, die ja oft genug in der Welt vorkommt, so oft, daß Ferdinande jetzt nicht mehr begriff, wie sie es damals so schmerzlich habe kränken können. Diese Wunde war längst vernarbt, und Ferdinande nicht eine Natur, die lange da seufzend hangen und bangen konnte, wo man sich mindestens charakterlos gezeigt.

Hätte es noch eines Beweises bedurft, wie wenig jener Mann das wirklich war, was sie einst in ihren stillen Träumen aus ihm gemacht — gestern erhielt sie denselben. Tiefes Roth stieg in ihr bleiches Gesicht, als sie daran dachte, wie er sie auf der Straße an sprach und bedauerte, daß er leichtsinnig, zugleich beleidigt durch ihres Dntels Kühle und bestrickt durch das Entgegenkommen ihrer Freundin und deren Angehörigen, sein wahres Glück verfehrt habe. Vergewiss unterbrach sie ihn ernst, er hörte nicht auf, in seiner unmannlichen und unzarten Offenherzigkeit sein Herz auszuwühlten, darüber zu klagen, daß seine Frau durchaus nicht für ihn passe, sie höchstens vor der Welt ein gutes Verhältniß zu erheucheln vermöchten, er sich aber elend fühle. Zuletzt warf er bitter die Bemerkung hin: daß sie jetzt, in ihrem Glück, freilich noch weniger geneigt sein werde, ihn zu bemitleiden, als sonst. Sie verstand nicht, was er damit meinte, entfernte sich nur eilig. Auch jetzt grübelte sie nicht über diese Aeußerung, schien es ihr überhaupt jüchast, in diesem Augenblick solchen Gedanken nachzuhängen.

Auffchauend gewahrte sie, daß ihr Gesellschafter in die Betrachtung einer Photographie versunken sei. Fast beleidigte es sie in ihrem Schmerz und doch — was war, was ist in ihm dieser Sterbende? Ein alter Mann, den er kaum kennt, dessen Ende ihn freilich ergreift. Aber das ist ja eben der Gottesseggen der Liebe, daß sie allezeit tröstet, jeden Schmerz und Verlust vergessen macht, und darum ist es so namenlos hart, wenn der einzige Mensch, den man besitzt, von Hinnen geht, und man Niemand, Niemand mehr hat! Sie hätte laut aufweinen mögen in trostlosem Weh und beherrschte sich doch, wandte auch discret die Augen ab, um nicht etwa das Bild zu sehen, während er bei seiner Betrachtung unbeachtet zu sein meinte.

Sie konnte sich denken, wen das Bild vorstellt, und war nicht neugierig, es zu sehen.

Die Stille wurde nur unterbrochen durch ein Nachzucken des Kranken oder durch den monotonen Schlag des Uhrpendels und zuweilen durch den Wächter, welcher die hinfriedlichen Stunden abrief. Wie unendlich schwer und langsam eine Nacht hinschleicht, wenn man neben dem Lager eines Schwerkranken sitzt, seinem Athem lauscht und in der Stille rings das Rauschen des Todesfittigs zu hören glaubt!

Und doch ist es Pfingsten, ist die Nacht so kurz! Jetzt dämmert der frühe Tag. Ferdinande wagt ihn nicht einzulassen, um den Kranken nicht zu stören. Sie geht hinaus, ihren Anzug und das Erforderliche zu ordnen. Inzwischen erwacht der Dntel, und der Neffe beugt sich, mit theilnehmenden Fragen, über ihn. Finster wendet jedoch der Kranke den Blick ab, da erscheint auch schon Ferdinande wieder. Sie spricht ihm freundlich zu, öffnet dann die Läden der Vorderstube und schlägt die Vorhänge des dunkeln Alkovens zurück, damit das helle Licht hereinfalle. Das ist indeß noch nicht hinreichend, sie weiß es von früher her. In ihr Stübchen fällt der Morgenrothstrahl, sie muß ihre Fenster und auch die Thür weit öffnen, damit Luft und Licht bis zu ihm dringe. Halb verlegen thut sie das letztere, gewinnt so doch der junge Mann den Einblick in ihr Zimmer. Er wendet sich indeß nicht um, beugt sich wieder über den Kranken, es ist ihm Bedürfnis, denselben freundlich gegen sich zu stimmen, dennoch gelingt das nicht. Erst als Ferdinande Kaffee bringt, ihn zu trinken

bittet, schaut er auf, in ihr Gesicht, das nun die Dämmerung nicht mehr verbirgt. Fast läßt er die Tasse fallen, seine Hand zittert so sehr, daß sie nach derselben greift, in der Meinung, die erschütternde Nachtwache habe ihm ein Unwohlsein zugezogen, und dann besorgt in sein Gesicht blickt. So starr hängen seine Augen an den ihrigen, daß sie, tief erröthend, den Blick abwenden muß. Mit der Tasse nimmt er auch ihre Hand, bevor er jedoch sprechen kann, schreit der Onkel fast auf vor Ungeduld, daß er so lange vernachlässigt werde. Sie eilt zu ihm, ihn beschwichtigend durch Dienstleistungen und Liebtöngungen.

Dann geht sie in ihr Zimmer, das Frühstück des Kranken zu holen, bleibt jedoch wie eingewurzelt stehen. Der Nefse beugt sich wieder über den Leidenden und ruft ihm zu: „Onkel, ich habe nichts gegen Ihren Plan — den gestrigen, Sie wissen doch? Vorausgesetzt natürlich, daß Ferdinande selbst nichts dagegen einwendet!“

Einen Augenblick weiß sie nicht, was sie davon denken soll. Dann hört sie die bestimmenden Laute des Oheims, meint zu sehen, wie er den jungen Verwandten statt finster, wie vorhin, freundlich anschaut. Jetzt glaubt sie letzteren zu verstehen, und ein Wehgefühl zuckt durch ihre Brust. Soll und kann sie aber die letzten Lebensstunden des Sterbenden verkümmern? Als nun Jener hastig und erregt naht, wendet sie sich entschlossen, obwohl mit tiefem Erröthen und gesenktem Blick, zu ihm und flüstert:

„Der Drang der Umstände gestattet keine langen Auseinandersetzungen, wie er mich der Rücksichten überhebt, die sonst wohl zu nehmen wären. Der Onkel würde sogleich ungeduldig, hielten wir uns länger auf, als unumgänglich nothwendig. So sage ich Ihnen denn ohne Zögern, daß ich nichts dagegen einwende, wenn Sie, um die gewiß gezählten Stunden des Kranken zu erheitern, ihn wohlmeinend täuschen wollen —“

„Täuschen? Ich verstehe Sie nicht!“ unterbrach er sie lebhaft. „Ich darf allerdings weder verlangen, noch erwarten, und thue es auch nicht, daß Sie mir auf der Stelle Ihr Jawort geben, doch warum wollen Sie mich nicht erst kennen lernen, bevor Sie eine Entscheidung treffen? Warum soll mit des Onkels Tode eine Beziehung aufhören, in der ich einzig mein Glück zu finden glaube?“

Auffsteigender Unwille bewölkte ihre Stirn, und hastig trat sie einen Schritt zurück. „Offen denn, so offen, wie Sie es verlangen, Herr Assessor. Ich hörte gestern zufällig Ihre Unterredung mit dem Onkel und entnahm daraus nicht allein dessen Absicht, sondern auch das Hinderniß, welches Sie abhielt, darauf einzugehen. Ermeßeln Sie daher, wie sehr Ihre Worte mich jetzt befremden müssen. So sehr, daß ich Ihnen das Alles rückhaltslos sage.“

Einen Augenblick stand er nachdenklich, als müsse er sich die gestrige Unterredung erst ins Gedächtniß zurückrufen, um ihre Worte zu fassen. Dann eilte er mit aufleuchtendem Blick zum Nachttisch des Kranken zurück und holte seine Briefftasche. „Sie haben Recht, Ferdinande.“ Sein Ton machte sie erschreckt aufschauen, schien der Situation durchaus nicht zu entsprechen, war hell, jubelnd. „Gestern suchte ich — vergebens — eine Dame, deren Bild mich eigenthümlich gefesselt hatte; darüber schlug ich — das Original aus. Sehen Sie selbst.“

Mechanisch, mit wirbelndem Kopf, nahm sie die dargelegten Karten, warf einen Blick darauf. „Meine Photographien!“

„Ich habe sie gefunden, sie und nun auch glücklich das Original!“

Laute, ungeduldige Töne riefen sie zum Onkel. Diesem gewährte es große Befriedigung, daß nicht allein sein Plan sich verwirklichte, sondern dazu wesentlich die Photographie beigetragen hatte, zu der zu sitzen Ferdinande nur auf seinen ausdrücklichen Befehl sich entschlossen. Zeit zu einer gründlichen Bekanntschaft und Prüfung, wie er das immer gewollt, behielt der Assessor freilich nicht und hat auch nicht Ursache, das zu bereuen, ist vielmehr überzeugt, daß er in Ferdinande die Einzige gefunden hat, welche von allen Frauen für ihn paßt, die zweite Hälfte seines Wesens, sein besseres Ich — eine Ueberzeugung, der Ferdinande ihrerseits in Bezug auf ihn gleichfalls huldt. Zuerst erregte es ihr freilich Bedenken, dem Willen des Sterbenden gehorchend, dessen Verwandten nach Herbeischaffung des erforderlichen Consenses sofort ihre Hand zu reichen. Ein Sterbebett ist ein so düsterer Traualtar, und der Gegenatz zwischen Hochzeit und Begräbnis ein so schneidender. Doch im ewigen Wechsel der Daseinserscheinungen berühren sich ja stets Freude und Leid, Leben und Tod, wie in der Natur Tag und Nacht, Blüten und Welken, Keimen und Vergehen, Frühling und Winter.

Ende.

## Frau Tei Watanabe.

Eine biographische Skizze von Eufemia von Audriassky.

Frau Tei Watanabe, Gemahlin des kaiserlich japanischen Geschäftsträgers, Herrn Hieromoto Watanabe, aus Jeddo — jetzt Tokio — in Japan, kam im Monat April 1873 vor Eröffnung der Wiener Weltausstellung nach Wien, wohin ihr Mann, als erster Legationssecretär, den damals für Oesterreich bestimmten Gesandten, Minister Sano Tsunetami, begleitete. Herr Watanabe entstammt einer alten, angesehenen Adelsfamilie Japans, welche in Kiu, nahe von der Stadt Kiyoto, begütert ist, und früher, ähnlich wie die alten Familien Italiens, in der Stadt selbst ein Besitzthum inne hatte, dem der jeweilige Chef der Familie, gleichsam wie ein Fürst, vorstand. Jetzt sind, wie bekannt, diese kleinen Feudalherren ihrer Macht beraubt, und ihr Eigenthum ist zum Staatsgut unter der Herrschaft des Mikado geworden. Ueberdies besitzt



Frau Tei Watanabe, Gemahlin des kaiserlich japanischen Geschäftsträgers in Wien.

Herr Watanabe auch eigenes Vermögen. Frau Tei aber gehört einer im Rang nicht so hoch stehenden Familie an, hat aber eine sehr gute Erziehung genossen. Jetzt im Alter von fünfundsiebzig Jahren — Herr Watanabe zählt achtundzwanzig oder neunundzwanzig Jahre — zeigt sie trotz ihrer Jugend eine bewundernswürdige Energie und Festigkeit des Charakters. Nach einer Reise von nahezu zwei Monaten, in ein ganz fremdes Land versetzt, ohne Kenntniß der Sprache oder der Verhältnisse, die Beute nachlässiger Wiener Dienstleute und gewinnjüchtiger Speculanten, welche unglücklicherweise aus dieser Unkenntniß Nutzen zu ziehen suchten, mit dem der japanischen Nation eigenen Mißtrauen ausgestattet, hat sie, stets als alleinige Leiterin ihres Haushaltes, später unterstützt durch eine japanische Dienerin, welche indeß so gut wie sie durch alle Feuer- und Wasserproben gehen mußte, sich zollbreit das Terrain errungen, sich die schlimmsten Erfahrungen zu Nutzen gemacht, Personen, welche es aufrichtig und gut mit ihr meinen, ein williges Ohr geliehen und ihnen ihr Vertrauen geschenkt. Bei jeder Unannehmlichkeit, die sie betrafen, sagte sie wohl mit bedauerndem Tone: „ich bin sehr betrübt“, wußte sich aber doch bald zu fassen und Abhilfe zu finden. Mit besonderer Genauigkeit führte sie ihr Tagebuch und ihre Rechnungen, und die musterhafte Ordnung und Nettigkeit, welche zu den lobenswerthen Eigenschaften der Japaner gehören, haben keinen kleinen Theil an dem geregelten Fortgang ihres Haushaltes.

Als ich Frau Watanabe — im Monat October 1873 — kennen lernte und den deutschen Unterricht bei ihr übernahm, hatte ich kein anderes Vermittlungsglied der beiden so entgegengegesetzten Sprachen, als ein wenig Englisch, welches sie in Japan von einer Amerikanerin, aber doch nicht genügend, gelernt hatte, um sich damit das Verständniß des Deutschen zu ermöglichen. Dagegen war sie der deutschen Schrift

insofern mächtig, daß sie jedes buchstabirte Wort niederschreiben konnte. Ein englisch-japanisches Wörterbuch von Hepburn, mit japanischer Aussprache, stand uns zu Gebote und — der Anschauungsunterricht. Ging es gar zu schwer, dann nahm ich meine Zuflucht zu Herrn Watanabe, der vollkommen gut englisch schreibt und spricht, jetzt auch schon Kenntniß der deutschen Sprache gewonnen hat.

Frau Watanabe selbst, sowie der ganze Fortgang des Unterrichtes, ihre scharfe Beobachtungsgabe und unererschütterliche Geduld, interessirten mich im hohen Grade. Dabei bildete sie sich eine eigene Mnemonik mit gleichlautenden Worten; hie und da kamen aber merkwürdige Mißverständnisse vor. Ich mußte mir Anfangs eine eigene Stilart angewöhnen, die Zeitwörter stets im Infinitiv und möglichst wenig Geschlechtswörter anwenden. Manches gelang mir instinctiv, ich möchte sagen: durch momentane Eingebung. Nach und nach aber lichtete sich der dichte Wald der Schwierigkeiten, Frau Watanabe machte genügende Fortschritte, um sich in Gesellschaften verständigen zu können, man suchte ihr — größtentheils — mit gutem Willen und redlichem Bemühen entgegenzukommen; mit einem Wort, sie acclimatisirte sich immer mehr. Ihre im ersten Winter durch das schlechte Klima zuweilen angegriffene Gesundheit kräftigte sich mehr und mehr, und indem sie also immer fester Fuß faßte, hatte sie auch weniger als früher an Heimweh zu leiden.

Als ich sie kennen lernte, trug sie im Hause stets ihren japanischen Anzug, dasselbe that ihre Dienerin Roku. Außer dem Hause hatten Beide europäische Tracht angenommen. Noch immer aber behielt sie ihre nationale Haartracht bei: das Haar aus der Stirn gekämmt, mit feinen Papierschmürchen gebunden, in flache Schleifen gelegt und durch eine kleine dolchartige Nadel fest gehalten. Seit einem halben Jahre ist auch dieser letzte Rest des fremdländischen Typus gefallen, ein einfacher Zopf von fremdem Haar, welches natürlich weder den Glanz, noch die Intensität ihres unvergleichlich schönen eigenen erreicht, krönt das kleine zierliche Köpfchen, und nur die wunderbaren Sammetaugen, der etwas gelbliche Teint, die feinen schwarzen Augenbrauen und die kleine zierliche Gestalt deuten bei näherer Betrachtung auf das Fremdländische in der Sympathischen Erscheinung hin. Die japanische Tracht ist auch für das Haus ganz beseitigt; es genügt nicht mehr der zierliche Schrank oder Koffer aus Paulowniaholz, um die glatt zusammengelegten Seidenkleider, den langen Seidengürtel zu bergen. Ein großer Kleiderschrank umschließt die mit Blumen, Spitzen und Tüll, mit Falbeln, Schleifen und Schleppen versehenen europäischen Hülfen, in denen Frau Watanabe im letzten Winter die Hof- und die vom hohen Adel abgehaltenen Bälle besuchte, natürlich ohne an dem Tanzvergnügen Theil zu nehmen. Selbst der größte Fortschrittschwärmer wird nicht umhin können, diese Ausdehnung der Nivellirungssucht zu bedauern, welche jede Originalität, jeden Typus, jede Charakteristik einer Nation, besonders im Aeußerlichen zu vernichten trachtet, und wer in der englischen illustrirten Zeitung den Blick auf die Darstellungen aus Yokohama wirft, wo Okaba, der bekannte Friedensvermittler mit Formosa, im Frack und Cylinder, diesen geschmacklosten Bekleidungsstücken unserer Herrenwelt, seine Ansprache an eine ganze Deputation in gleicher Schablone auftretenden Japaner hält, deren malerische Tracht als Opfer einer unmalerischen fallen soll, der kann gewiß nicht umhin, bedauernd auszurufen:

Die Cultur, die alle Welt belect,  
hat auch auf Japans Trachten sich erstreckt.

## Paris vor tausend Jahren.

Paris hatte auch schon vor tausend Jahren seine wandlungsreiche Geschichte. Die alte Lutetia Parisiorum, der wichtigste Schiffsplatz an der Sequana, ging während der Empörung der Eingewohnten wider die Fremden in Flammen auf. Von den Römern wieder erbaut, herberbergte sie im Winter 360 Julian, und dort wurde derselbe zum Kaiser ausgerufen. Die neue Sinfuth brandete ihr zum Glück an die Mauern. Die Franken eroberten die Stadt, und sie wird die Hauptstadt des Chlodwig'schen Königreichs.

Paris 875! Zwei Jahre früher hat der Normanne seine Vorstädte eingeäschert. — Mit ebenso lebendiger Phantasie als historischer Treue zaubert uns der Maler eine Straße von damals vor Augen. Die Vorstellung eines Pariser Boulevards von 1875 aber ist wohl Jedem sofort gewärtig. Welch ein Gegenatz! Und doch wie viele Analogien! Feinsinnig führt uns der Künstler in diesen Gruppen alle Elemente vor, Krieger, Priester, Handelsleute und Frauen. Die Scene hat sich geändert, die Spieler tragen neue Gewänder, aber das Spiel ist dasselbe.

### Zur Gesundheit!

Von O. Frh. v. Reinsberg-Düringsfeld.

Die Sitte, Niesenden einen Glückwunsch zuzurufen, ist eben so alt, wie weit verbreitet.

Man gibt zwar häufig an, sie rühre erst aus dem Jahr 591 her, in welchem unter Papst Gregor dem Großen zu Rom eine furchtbare epidemische Krankheit gewüthet habe, deren Opfer unter fortwährendem Niesen gestorben sein sollen, aber schon die Griechen hatten die Gewohnheit, dem Niesenden ein „Lebt!“ oder „Zens erhalte Dich!“ zuzurufen; die Römer wandten beim Niesen ihr: Salve! Sei gesund! an, und aus Tylor's neuestem interessantem Werke: „Die Anfänge der Cultur“ ersehen wir, daß selbst die rohesten Völker diesen Brauch kannten und beobachteten.

Auf Neuseeland sprach man, wenn ein Kind nieste, ein Zauberswort aus, um Unglück zu verhindern; wenn ein Samoaner nieste, sagten die Danebenstehenden: „Leben sei Dir!“ und die Neger in Alt-Calabar rufen, wenn ein Kind niest, mit einer Geberde, als wenn sie etwas Schlimmes wegwerfen wollten: „Weit von Dir!“

In Guinea warfen sich noch im vorigen Jahrhundert, so oft eine angesehene Person nieste, alle Anwesenden zu Boden, küßten die Erde, klatschten in die Hände und wünschten ihr alles Glück und Wohlergehen, und wenn der König von Monomolaya in Abyssinien nieste, liefen ehemals Segensrufe von Mund zu Mund durch die ganze Stadt.

Als der spanische General Hernando de Soto bei seinem berühmten Zuge nach Florida den Besuch des Guachoya, eines Häuptlings der Eingeborenen, empfing, und dieser während desselben stark nieste, neigten auf einmal alle Indianer, welche mitgekommen waren und sich längs der Mauer der Halle unter den Spaniern aufgestellt hatten, die Köpfe, öffneten ihre Arme und schlossen sie wieder und riesen unter anderen Ehrfurchts- und Achtungsbezeugungen die Sonne an, den Niesenden zu erleuchten, zu beschützen, zu beglücken und zu erhalten.

Ist bei den Sulusi Jemand krank, so fragen Diejenigen, welche ihn besuchen, zuerst, ob er geniest habe oder nicht; hat er nicht geniest, so murren sie und sagen: „Die Krankheit ist groß!“ und niest ein Kind bei diesem Negerstamm, so sagt man zu ihm: „Wachse!“ weil es für ein Zeichen von Gesundheit gilt.

Bei einem anderen Negervolk, den Amakofas, welche früher beim Niesen ihren göttlichen Vorfahren Utigo anzurufen pflegten, ruft seit der Bekehrung zum Christenthum der Niesende aus: „Erhalter, sich auf mich!“ oder „Schöpfer des Himmels und der Erde!“

Wenn ein Hindu niest, sagen die Umstehenden: „Lebe!“ und der Niesende erwidert höflich: „Mit euch!“ Die Juden sprechen: „Tobim chayim!“ (Gutes Leben!) die Maurer: „Ur Hamuk Allah!“ (Gott segne es Dir!) und der Niesende selbst vergißt, wenn er dem Islam angehört, nie, auszurufen: „Gelobt sei Allah!“

In England ward noch im 11. Jahrhundert der angelsächsischen Trinkspruch: „waes hael!“ (Heil sei Dir! d. h. möge es Dir wohlgehen!) oder zusammengesogen: „wassail!“ angewendet, um die üblen Folgen des Niesens zu verhüten, und bis zu Anfang dieses Jahrhunderts verstieß es bei Hoch und Niedrig gegen die gute Sitte, wenn man es unterließ, dem Niesenden „Gott segne Euch!“ zuzurufen.

Gleichwohl lesen wir schon in den 1685 aus dem Französischen übersetzten, Rules of Civility: „Wenn es geschieht, daß Seine Herrlichkeit niest, so mußt du nicht schreien: Gott segne Euch, Herr!“ sondern mußt deinen Hut abziehen, dich hübsch vor ihm verbeugen und diese Anrufung auf dich selbst anwenden“, und Wiederthäter sowohl wie Quäker schafften nebst anderen Höflichkeitsformeln auch den Glückwunsch beim Niesen ab.

Die Italiener sprechen noch jetzt, wenn Jemand niest: „prosit!“ oder „felicità!“ Glück! worauf der Niesende mit dem hergebrachten „grazie!“ dankt, und in Deutschland hat sich die Redensart: „Gott helf!“ welche schon im Mittelalter üblich war, bis zum heutigen Tag erhalten, obgleich sie häufig durch den Wunsch: „Zur Gesundheit!“ ersetzt wird, den man auch bei den Czechen und anderen slavischen Völkern hört.

In Frankreich ist schon längst an Stelle des früheren Ausrufs: „Bonheur!“ Glück! oder „Dieu vous bénisse!“ Gott segne Euch! und des stets damit verbundenen Bekreuzigens aller Umstehenden ein einfaches Verneigen getreten, aber die mancherlei Vorurtheile, zu denen das Niesen Anlaß gibt, sind noch nicht gänzlich verschwunden.

Dem in den meisten Ländern galt es und gilt es zum Theil noch jetzt für bedeutungsvoll, zu welcher Zeit und wie man niest, und schon im Alterthume hielt man das Niesen für orakelhaft. Die Griechen betrachteten es als „ein Geschenk der Götter“, und ihre Dichter wußten von einer armuthigen und schönen Frau nichts Besseres zu sagen, als: „Die Liebesgötter hatten bei ihrer Geburt geniest.“

In Homer's Odyssee sowohl wie in Xenophon's Anabasis kommt das Niesen als glückbedeutend vor, und Plutarch erzählt, daß vor der Schlacht von Salamis, als Themistokles auf seinem Schiffe den Göttern opferte, und einer der Umstehenden dabei links nieste, der Oberpriester hoch erfreut gewesen sei und sogleich den Sieg voraus verkündigt habe.

Nach Cuspiatus ward jedoch das Niesen aus dem linken Nasenloch für ein schlimmes, und bloß das aus dem rechten für ein günstiges Omen angesehen, und auch Theophrast ist dieser Ansicht. Ebenso war es nicht gleichgültig, ob man zwischen Mittag und Mitternacht, und wenn der Mond in den Zeichen des Stieres, des Löwen, der Waage, des Steinbocks und der Fische stand, nieste, oder von Mitternacht bis Mittag und wenn der Mond sich in den Zeichen der Jungfrau, des Wassermanns, des Krebses und des Storpions befand. Im ersteren Falle sah man das Niesen als gute, im zweiten als üble Vorbedeutung an, und besonders des Morgens beim Aufstehen aus dem Bett ward es für so bedenklich gehalten, daß, wie uns der hl. Augustin mittheilt, oft Leute sich wieder niederlegten, welche beim Umbinden der Sandalen das Unglück hatten, niesen zu müssen.

Noch jetzt glaubt man in Delmenhorst im Oldenburgischen: Wer am frühen Morgen niest, dem passiert am Tage etwas Unangenehmes, und in Reichenbach im Voigtlande heißt es:

Niesen am Morgen,  
Viel Unglück und Sorgen.

Dagegen:

Niesen am Abend,  
Beglückend und labend.

In Thüringen spricht man: Wer früh niest, kriegt am Tage „was Gezancktes“ oder „was Geschenktes“, und in Bückeburg lautet ein Reim:

Nüchternes Nies,  
Setzt Geld oder Stief (d. h. Stöße).

Ganz ähnlich sagt der Italiener:

Chi a digiuno ha starnutato sarà nel giorno regalato o mortificato.  
(Wer nüchtern geniest hat, wird am Tage entweder beschenkt oder gefcholten.)

und in Bologna macht man sich auf Schelte für die ganze Woche gefaßt, wenn man des Montags nüchtern niest.

An vielen Orten Deutschlands wiederum versichert man: Wer früh niest, kriegt selbigen Tag etwas Neues zu erfahren oder Etwas geschenkt, und namentlich wer des Morgens dreimal niest, hat nach der in Tirol herrschenden Meinung eine angenehme Ueberraschung oder Glück, zum mindesten einen Brief oder ein Geschenk zu erwarten. Auch in der rauhen Alp bekommt man des Tags über Glück ins Haus, wenn man früh Morgens nüchtern niest, und die Esthen fürchten, das ganze Jahr weder Glück noch Gedeihen am Vieh zu haben, wenn sie nicht am Christtag niesen.

Die Bewohner der Tonga-Inseln halten Niesen beim Ausbruch eines Heereszuges für ein sehr unglückliches Vorzeichen, und bei den Thugs in Indien war es sogar genügend, sie zu bewegen, einen Feldzug aufzugeben und die Reisenden, die in ihrer Gewalt waren, frei zu lassen.

Der Hindu, wie der Russe, glaubt, daß er niesen muß, wenn eine Frau an ihn denkt, und fällt einem Russen plötzlich Etwas ein, wenn in demselben Augenblick ein Anderer, der zugegen ist, niest, so ist er fest überzeugt, daß es in Erfüllung gehen wird.

Auch in Deutschland pflegt man im Scherz zu sagen: „er hat es beniest!“ wenn Jemand niest, während er eben irgend eine Behauptung aufgestellt hat, und in Oldenburg versichert man, wer beim Erzählen niest, spricht die Wahrheit.

Hat nun schon Plinius die Frage aufgeworfen: „Cur sternutamentis salutarius?“ (Warum grüßen wir beim Niesen?) indem er bemerkt, daß selbst Liberius, der fütterte der Menschen, dieses Herkommen befolge, so kann man sich nicht wundern, daß wir ebenfalls ergründen möchten, woher sich eigentlich die Gebräuche und abergläubischen Meinungen schreiben, welche am Niesen haften.

Zweifellos sind es Ueberbleibsel aus einer Zeit, in welcher, wie Tylor sagt, die Erklärung des Niesens noch nicht der Physiologie anheim gegeben wurde, sondern sich noch im theologischen Stadium befand.

Nach der griechischen Legende war das Niesen das erste Lebenszeichen, welches die von Prometheus gefertigte Statue von sich gab, als er ihr den Sonnenstrahl in die Nase blies. Die Rabbiner jedoch nehmen für Adam das Verdienst in Anspruch, zuerst geniest zu haben, und berichten, der Patriarch Jakob habe Gott gebeten, die Seele des Menschen möge nicht, wie bisher, beim Niesen aus dem Körper weichen.

Die Perser schreiben Niesen, Gähnen u. dergl. einem Dämon zu, der im Innern des Menschen steckt, und bei den Kelten herrscht die Ansicht, daß Einer, welcher niest, der Gefahr ausgesetzt ist, von den Feen weggeschleppt zu werden, wenn man dem nicht durch einen Ausruf wie: „Gott helf!“ vorzubeugen sucht.

Damit hängt der Glaube zusammen, daß man sich beim Gähnen hüten müsse, „nichts Böses“ in den Mund zu bekommen, weshalb es nicht nur bei den Wamingen, sondern auch in Tirol und anderwärts Brauch ist, sich beim Gähnen zu bekreuzigen.

Die Muhamedaner nehmen geradezu an, der Teufel habe die Gewohnheit, in einen aufgesperrten Mund hinein zu schlüpfen, und gähnen daher nie, ohne den Rücken der linken Hand auf den Mund zu legen und zu sprechen: „Ich suche Lust bei Allah vor Satan dem Verfluchten!“

Auch die Hindus sprechen mehrere Male hinter einander den Namen eines Gottes, wie Rama, aus, um sich zu schützen, und bei den Sulusi gilt wiederholtes Gähnen und Niesen zusammen als Zeichen, daß der Einzug eines Geistes herannahet.

Niest daher ein Sulu-Neger, so sagt er: „Nun bin ich gesegnet. Der Idhlogi (d. h. der Geist eines Ahnen) ist in mir; er ist zu mir gekommen. Laß mich eilen und ihn loben, denn er veranlaßt mich, zu niesen.“

So lobt er die Schutzgeister der Familie und bittet um Vieh, um Frauen und andere Segnungen. Das Niesen ist ihm darum auch ein Zeichen, daß ein Kranker wieder genesen wird, und dieser statet, wenn er geniest hat, seinen Dank ab, indem er spricht: „Ihr Männer von den Unrigen, ich habe das Glück erlangt, dessen ich bedurfte. Fahret fort, mit Gunst auf mich zu blicken!“

Bei anderen Negerstämmen erinnert das Niesen den Mann daran, sogleich den Flongo oder Geist eines Ahnen seines Volkes zu nennen, weil der Flongo ihn niesen läßt, und um ihm kund zu thun, daß er in ihm sei.

Da nun bei allen niedern Racen der Glaube herrscht, daß nicht bloß die Seele des Menschen in seinen Körper hinein und aus demselben herausgeht, sondern auch andere Geister in den Körper fahren, ihn in Besitz nehmen und mit allerlei Krankheiten heimsuchen, so müssen wir annehmen, daß auch die jetzt gebildeten Völker einst ähnliche Vorstellungen hatten, und die noch heutigen Tags mit dem Niesen verbundenen Ansichten und Ceremonien erklären sich demnach aus der verschiedenen Auffassung des Guten oder Schlimmen, welche man in jener fernem Zeit vom Niesen hatte.

### Rachel Felix und Alfred de Musset.

Von Otto Franz Gensichen.

Keine größere Gunst kann das Schicksal dem bedeutenden Schauspieler erweisen, als von seinen Schöpfungen durch einen hervorragenden zeitgenössischen Schriftsteller Zeugniß ablegen zu lassen. Vermag auch die gewandteste Feder des berufensten Autors Ton und Mienenspiel unmöglich für die Ewigkeit zu fixiren — den Eindruck wenigstens kann sie für alle Zeit fest

halten, welchen die schauspielerische Schöpfung einst auf den beobachtenden Schriftsteller geübt. Und wie der Mensch stets von der Wirkung auf die Ursache zurückzuschließen pflegt, so folgert die Nachwelt mit Recht aus dem auf den Schriftsteller geübten Eindruck die Bedeutung des Schauspielers. Drei unserer größten Mimen, Eckhoff, Fleck, Seydelmann, danken den weitans besten Theil ihres unvergänglichen Ruhmes den Zeugnissen, welche unsere drei größten Dramaturgen, Lessing, Tieck, Rößiger, von ihnen abgelegt haben.

Aber nicht nur die kritische Analyse des berufenen Dramaturgen, auch die begeisterte Verherrlichung des gottbegnadeten Dichters kann dem Schauspieler die durch ihn allein schwer zu erringende Unsterblichkeit verleihen. Goethe's Gedicht „Euphrosyne“ wird von Louise Becker ein dauerndes Zeugniß ablegen, als es die eingehendste Kritik des tüchtigsten Dramaturgen vermocht hätte. Doppelt glücklich freilich ist der Künstler zu schätzen, welchem sowohl der gewiegte Kritiker, als auch der gefeierte Dichter seine Huldigung darbringt in unvergänglichen Worten.

Wenigen nur wird diese doppelte Gunst zu Theil; aber diesen Wenigen leihet sie auch die schönste Unsterblichkeit. Unter der geringen Zahl solcher Bevorzugter ragt Rachel Felix im reichsten Vorber hervor. Kein Geringerer, als Alfred de Musset hat ihr sowohl in kritischer Würdigung, als auch in poetischer Verherrlichung ein bleibendes Denkmal gesetzt.

Es war im Winter des Jahres 1838. Alfred de Musset stand auf dem Gipfel seines literarischen Ruhmes. In rascher Reihenfolge waren seine bedeutendsten Dichtungen erschienen und hatten seinen Namen zu dem fast gefeiertsten in ganz Frankreich gemacht. Lyrische, epische und dramatische Dichtungen zeugten von seinem Genie; kürzlich hatte er auch durch Novellen und durch seinen Roman „la confession d'un enfant du siècle“ den Beifall des Publicums errungen. Seine Literaturbriefe in der „Revue des Deux Mondes“, seine Aufsätze über den „Salon de 1836“ hatten ihn auch als Kritiker neben die ersten Autoritäten gestellt. So konnte er in Sachen der Kunst ein wichtiges Wort in die Waagschale werfen, und er that es rüchhaltslos zum Lobe zweier hervorragender Künstlerinnen: Rachel Felix und Pauline Garcia.

Nur seiner Beziehungen zur ersten sei hier gedacht. Nach einer Pause von zehn Jahren öffneten sich zu Ende des Jahres 1838 die Pforten des Théâtre Français wieder den klassischen Tragödien des Corneille und Racine. Zahlreicher, als in Talma's besten Zeiten strömte eine andächtige Menge herbei, und die Kasse hatte sich über keine schlechte Einnahme zu beklagen. Die heroischen Gestalten einer fast vergessenen Vergangenheit erstanden wieder zu neuem Leben, und Melpomene selbst schien in feierlichem Rothurnschritt zu neuem Ruhme über die Bühne zu wandeln.

Wer aber vollbrachte dies Wunder? Eine kaum siebenzehnjährige Jüdin, in Armuth geboren, ohne höhere Bildung, ohne bestehende äußere Mittel, nur ihrer Muttersprache mächtig, nur den Eingebungen ihres Genies gehorchend. Rachel Felix war eher klein, als groß; ihre Taille war kaum stärker, als ein Arm der Mademoiselle George; ihre Stimme war durchdringend und in den leidenschaftlichen Momenten außerordentlich energisch; ihre zarten Züge, welche in der Nähe seltsam rührend wirkten, verloren auf der Bühne durch die Entfernung; ihre Gesundheit war nur schwach; jede größere Rolle griff sie sichtlich sehr an.

So beschreibt Musset das Mädchen, welches noch einmal der klassischen Tragödie zu kurzer Blüthe verhelfen sollte. Die Stimmen der Kritik waren getheilt; in den Beifall des Publicums mischte sich bald das Feisen des Neides. Da trat Alfred de Musset mit zwei glänzenden Artikeln auf die Seite der jungen Künstlerin. Noch kannte er sie nicht persönlich; nur um der Sache willen ließ er seinen schönen Geist im Dienste seines edlen Herzens arbeiten. Mit den beiden Aufsätzen „De la tragédie à propos des débuts de mademoiselle Rachel“ und „Reprise de Bajazet“ half er den Erfolg und den Ruhm der neuen Tragödin entscheiden. Der Accent der Ueberzeugung, der Leidenschaft klang aus beiden Aufsätzen, und wenn auch hier der Dichter dem Kritiker die Feder beinahe aus der Hand genommen, es bewahrheitete sich doch wieder das alte Wort, daß nur der Ueberzeugte Andere überzeugt.

Und wodurch gelang es der jungen Tragödin, mit so geringen äußern Mitteln, mit so schwächlicher Gesundheit solche Erfolge zu erzielen? Nur durch die Wahrheit und Leidenschaft ihres Spieles, durch die Einfachheit und Natürlichkeit ihrer Darstellung. „Auf diesem Kinde allein ruht die ganze Größe einer künstlerischen Wiedergeburt“, schrieb Musset nach der Verkörperung ihrer sechsten Rolle, der Roxane. Er war überrascht und ergriffen von dieser großartigen Weise der Rede, von diesen seltenen, packenden Gesten, diesem tiefen Blick, diesem weisevollen Kunstverständnis. Und er, welcher das Wort wie kaum ein Anderer seiner Zeitgenossen beherrschte, er kannte wenigstens für immer den Eindruck, welchen er von diesen Leistungen empfing.

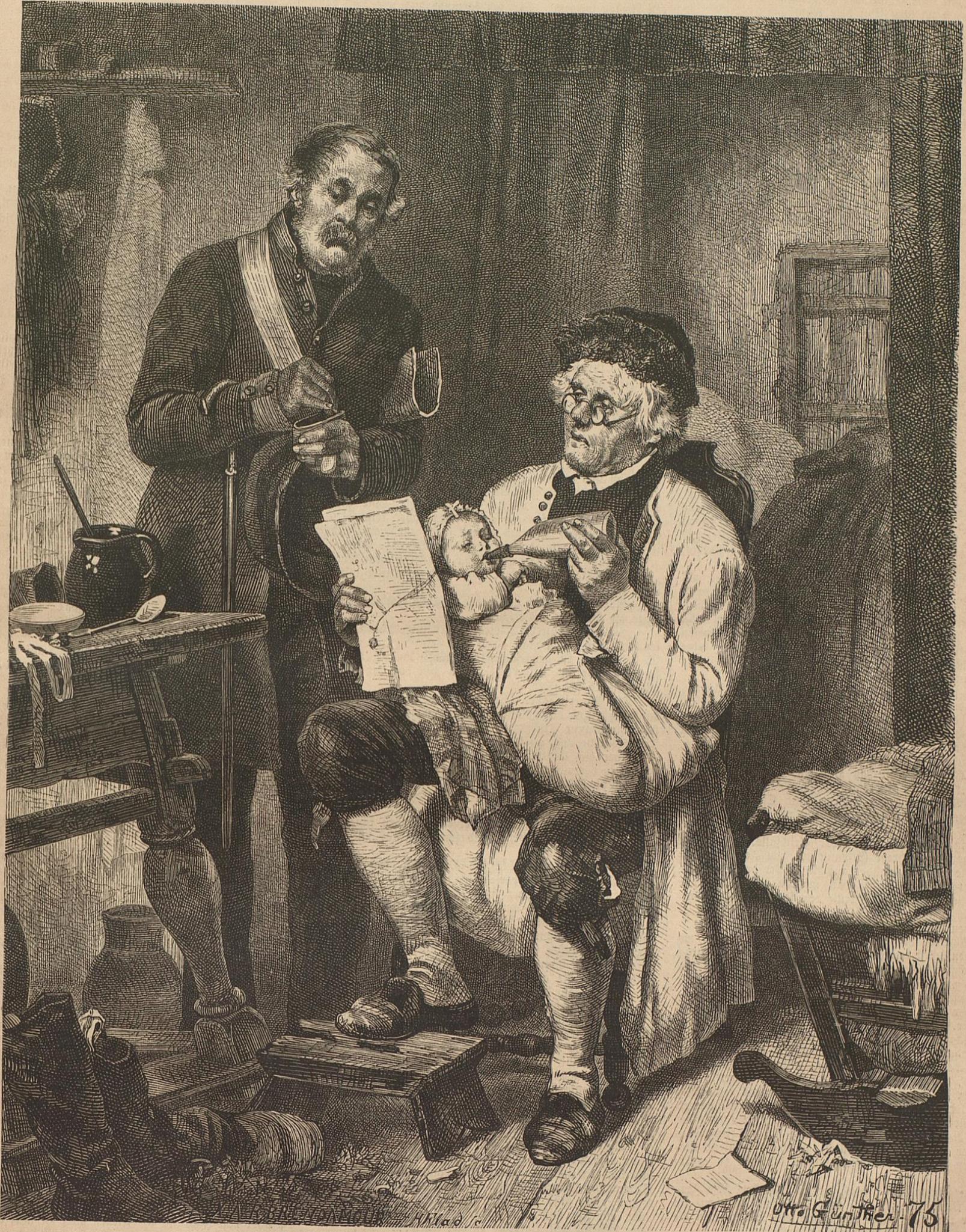
Wann Musset mit der Rachel, dieser „vraie princesse bohémienne“, wie er sie in einem Privatbriefe nennt, zuerst persönlich zusammen getroffen, ist aus seinen Schriften nicht klar ersichtlich. Jene beiden vorher citirten Artikel tragen die Daten vom 1. November und 1. December 1838. Einen Monat später veröffentlichte er den Aufsatz „Concert de mademoiselle Garcia“, dessen Schluß in eine Parallele zwischen der Garcia und der Rachel ausläuft und mit einem an beide gerichteten Gedichte endet. Den ersten Bericht über Musset's persönlichen Verkehr mit der Rachel finden wir in einer kleinen, einem Privatbriefe beigefügten Skizze „un souper chez mademoiselle Rachel“. Nach der Vorstellung des Tancred am 29. Mai 1839 begegnete er der Künstlerin im Palais-Royal und wurde von ihr aufgefordert, sie zum Abendessen nach Haus zu begleiten. Hier lernte er die große Tragödin auch als Köchin kennen. Wenn die von ihr zubereiteten „biftecks“ auch „hart wie Holz“ waren, der Dichter hatte wenigstens die Freude, zu sehen, daß die Küchenarbeit ihren Händen nicht geschadet hatte, sondern daß dieselben klein, zart und weiß waren.

Uebrigens scheint seine aristokratische Natur sich in dieser kleinjüdischen Familie zwischen Vater, Mutter und Schwester doch nicht ganz wohl gefühlt zu haben. Wenigstens nahm er, obschon er bis nach Mitternacht dort blieb, während dieses „souper“ nichts weiter zu sich, als ein Glas Absinthe. In die junge Tragödin selbst schien er sich zwar direct verlieben

zu wollen, soweit er dessen nach seinem Abenteuer mit George Sand überhaupt noch fähig. Aber allgemach verbrauchte seine Begeisterung. Von der versprochenen fünftägigen Tragödie, in welcher die Hauptrolle für die Rachel bestimmt war, wurde nur jenes im Juli 1839 geschriebene, unter dem Titel „La servante du roi“ erhaltene, kurze Fragment des vierten Aktes fertig. Die Rachel lernte es auswendig und trug es mehrfach in Privatreisen vor, aber sie spornte den Dichter nicht zur Vollendung seines Werkes, da sie jetzt der Aufführung

zu haben. Es finden sich fortan wenigstens in seinen Privatbriefen keinerlei Nachrichten über Beziehungen zwischen ihm und der jungen Tragödin. Erst in einem Briefe vom Februar 1843 berichtet er seinem Bruder, daß er zu einem Souper bei Buloz mit Heinrich Heine und der Rachel zusammengetroffen. Letztere habe ihn mit einer so liebenswürdigen, so koketten Miene gefragt, ob er ihr böse sei, daß er antwortete: „Warum haben Sie mich vor drei Jahren nicht ebenso angesehen und dieselbe Frage gestellt? Sie wissen,

Odeon errungen hatte. Aber trotz alle dem scheint es zu keiner innigen Beziehung mehr zwischen der Rachel und Musset gekommen zu sein. Wohl schreibt er noch im September 1851 an seinen Bruder, daß er an einem Stücke für die Rachel arbeite und zwei Stoffe dafür bereit habe — er selbst täuschte sich über das Maß seines Könnens. Längst war seine Gesundheit untergraben, und der Absinthe konnte ihm wohl zeitweiliges Vergessen seines seelischen Leidens, nicht aber neue Kraft zu neuem Schaffen geben.



In Amt und Würden. Originalzeichnung von Otto Günther.

des „Polyeucte“ und der „Phèdre“ entgegenharrte. So erlosch auf beiden Seiten das Feuer, und als schließlich gar im Théâtre de l'Odéon derselbe Stoff unter demselben Titel auf die Bühne kam, war es mit Musset's Begeisterung für die Ausführung seiner Tragödie vorbei.

Dazu kamen Zwistigkeiten zwischen der Rachel und dem Théâtre Français, in Folge deren die Künstlerin ihre Entlassung forderte. Musset gerieth hierüber in tiefe Trauer; er schrieb ein wunderbar ergreifendes Gedicht „A Mademoiselle Rachel“, welches er jedoch nie an die Adressatin gelangen ließ. Mit diesem Gedicht scheint er aber auch rücksichtlich seiner persönlichen Zärtlichkeit für die Rachel abgeschlossen

daß ich nicht nachtrage, und unser Zerwürfniß hätte dann nur vierundzwanzig Stunden gedauert.“ Darauf sah sie ihn noch koketter, als vorher an und sagte nur: „O wie viel verlorne Zeit!“ Und sie reichten sich die Hände, und die Rachel bat um Musset's Besuch, und er ging allwöchentlich zu ihr.

Aus dem Mai desselben Jahres berichtet er sodann noch seinem Bruder, im Salon der Madame Girardin mit der Rachel wieder zusammen getroffen zu sein, und zwar an einem Abend, als Charlotte von Hagn „la première tragédienne de l'Allemagne“ vor jenen deutsch declamirte. Bei dieser Gelegenheit erzählt er auch neidlos von dem großen und gerechten Erfolge, den Bonnard so eben mit seiner „Lucrèce“ im

Zurück aus jener traurigen Epoche des Dichters in die Jahre seiner Blüthe! Nur vom November 1838 bis zum Juli 1839 ist die Zeit seines Verkehrs mit der Rachel zu setzen. In dieser Periode verherrlichte er sie als Kritiker und Dichter, in dieser Periode schwärmte er als Mann für das schöne und geistreiche Weib. In dieser Periode konnte er jenes oben erwähnte Gedicht an die Rachel mit den wunderbar ergreifenden Worten schließen:

„Mon génie était dans ta gloire,  
Mon courage était dans tes yeux.“

### In Amt und Würden.

„Vom Landrath? Das ist freilich wichtig; Und warten soll Er auf Bescheid? Ist wieder irgend was nicht richtig — O mein Gott, wie das Kinder! schreit!

Daß just die Frauen auf der Bleichen; Die Männer auf den Feldern sind! Ich bitt', die Brille mir zu reichen — O je, o je, was seht dem Kind!

Kein Vierteltändchen kann ich raften; Mein Haus gleicht einem Taubenschlag. Das Schulzenamt hat schwere Lasten — So schreit sie schon den ganzen Tag.

Sonst, Gott sei Dank, ist gut bei Wege Mein Tochterkind und kugelrund. Ob ich sie in die Wiege lege? Wie stopft man nur den kleinen Mund?

Ich alter Narr, ich hab's gefunden: Die Flasche her! Ei, bist Du still? Das scheint ja herrlich Dir zu munden — Nun seh'n wir, was der Landrath will!“

### Am Giebelfenster.\*)

Novellette von Villamaria.

Der Wind rüttelte in den entblätterten Bäumen und an den geschlossenen Fensterladen des Hüttleins am Ende eines stattlichen Dorfes, in welchem die junge Lisbeth mit ihren drei kleinen Geschwistern lebte.

Der Vater war vor sechs Jahren im Walde von einem fallenden Stamme zu Tode getroffen worden, und die Mutter — vor kurzem erst eines Töchterleins genesen — ward vor Schreck beim Anblick der Leiche von einem hitzigen Fieber ergriffen, das sie schon nach wenig Tagen dahintrastete.

Doch das reinliche Stübchen, das bligblante Gerath, die rothen Wangen und lachenden Augen der Kleinen gaben Zeugniß, daß sie, wenn auch „Waisen“, doch nicht „verwaist“ seien; aber dennoch wären gar manche Sorgen an das brave Kind herangetreten, die es mit allem Fleiß nicht hätte heben können, wenn sich nicht ungesucht ein Freund und Helfer gefunden, das war der Fritz, der einzige Sohn ihrer Pathin, deren großer Bauerhof an ihr Hüttchen grenzte.

„Hört, Mutter,“ hatte er am Begräbnistage gesagt, als er das Mägdelein, die beiden Brüder an der Hand führend, blaß und still in die verödete Hütte zurückkehren sehen, „hört, Mutter, wir dürfen das Lisbeth, Euer Pathchen, nicht Noth leiden lassen! Sorgt Ihr Euch um das Hauswesen und die Kinder, derweil ich die Aecker auf mich nehm' — eine Stund' des Morgens früher ins Feld und des Abends später heim, da zwing' ich es schon!“

Sie war sogleich bereit, die gute, miltberzige Bäuerin, war doch Lisbeth's Mutter einst ihr liebstes Gespiel gewesen, und hatte sie doch die Tochter ihrer Freundin fast so lieb wie ein eigen Kind. So ging sie denn dem jungen Mädchen mit Rath und That zur Hand bei der Wartung des Säuglings, und gar mancher Hafen voll schöner, fetter Milch wanderte aus dem reichen Hause in das Hüttlein. „Für das kleine Schwesterlein,“ wie die gute Path' sagte, aber es langte auch noch für die Abendsuppe der Andern, und Eier, Mehl und Schmalz gingen ihnen nimmer aus, just wie bei der Wittve von Sarepta.

Der Fritz aber hielt sein Wort gleichfalls. Wenn die anderen Bauern mit ihrem Gespann von den Feldern heimkehrten, lenkte er noch hinüber auf die Aecker der Waislein, suchte so sorglich und sauber das magere Land, wie nur je seine fettesten Aecker, und streute von seinem besten Saatkorn hinein.

So waren drei Jahre ins Land gegangen. Ein's Abends kam der Fritz spät aus dem Stalle, wo er den Pferden selbst den Hafer aufgeschüttet, denn der Knecht war zur Hochzeit seiner Schwester über Land gegangen; als er ins Haus zurückkehren wollte, sah er hellen Lichtschimmer aus dem Fenster an der Giebelfeite des Hüttleins fallen — er trat näher und spähte durch die Scheiben: Da sah er Lisbeth unter den kleinen Geschwistern sitzen, wie sie Birnen schälte und schnitzte zum Dörren für den Winter.

Jakob, der Aeltere, hatte einen Schemel herbeigezogen und begann der Schwester zu helfen, während Andres, der jüngere Bub, unthätig an der Wand lehnte; er durfte heut nicht mitthun — hatte er doch gar zu arg das letzte Mal genascht. Klein Annele aber war aus dem großen Himmelbett wieder herausgekrochen, in das sie Lisbeth schon vor einer Stunde zur Nachtruhe gebettet und mühte sich mit Fingerringen und Zähnechen gleichfalls ihre Pflicht zu thun, während Lisbeth nun den Brüdern das versprochene Märchen zu erzählen begann.

„Es war einmal ein armes, kleines Mädchen, dem starb sein gutes Mutterlein . . .“ und der Fritz draußen am Giebelfenster trat noch näher und lehnte seine Stirn gegen die Scheiben, um kein einzig Wörtlein zu verlieren. . . .

Wie schön das Mägdelein erzählen konnte, und wie gut und sanft sie ausah, und so sauber das kleine, arme Stübchen. . . .

„Ein herzig's Dirnel ist's!“ murmelte er, als er endlich sich fortzuschickte, und das Bild aus der kleinen Hütte begleitete ihn hinüber in sein reiches Haus.

Fortan fürchte er noch einmal so gern die Aecker der Waislein und wenn er dann später, als all die Andern sein Tagewerk geschlossen und die Nachsuppe verzehrt hatte, ging er wohl mitunter hinüber zur Hütte, pochte an das Fensterlein und sprach mit dem Mägdelein über ihre Aecker und wie die Saaten darauf heuer so prächtig stünden.

\* Die Anregung zu dieser Erzählung gab das Defregger'sche Bild auf Seite 16 dieses Jahrgangs.

So waren abermals drei Jahre still und friedlich dahin gegangen.

In einer der jüngst verfloffenen Nächte nun war der Fritz aufgestanden und hinab zu dem kranken Pferde gegangen, nachzuschauen, ob der Knecht auch, wie ihm befohlen, Wache halte — da hatte er zurückkehrend wiederum schwachen Schimmer durch das Giebelfenster fallen sehen und neugierig ob so spätem Licht trat er näher und spähte durch die Scheiben: Da sah er Lisbeth, die sich am Tage mit Hauswesen und Geschwistern müd geschafft, im Zimmer leise singend auf- und abschreiten, das weinende Schwesterlein saust und zärtlich in den Armen wiegend. Sie sah so müde aus und doch dabei so sanft und geduldig, daß es dem festen Mann ans Herz griff; er konnte seine Augen gar nicht von dem stillen Bilde wenden — so groß, so schön, so lieblich hatte er das Mägdelein nie gesehen, und plötzlich stieg es hell in ihm auf, was ihm schon seit jenem Abend, als er zum ersten Mal hier gelauscht, still keimend in der Seele geruht — daß er dem Lisbeth herzlich gut sei, und daß sie und keine Andere sein Weib werden müsse.

Er blieb am Fenster stehen, bis das Kind sich endlich in Schlaf gewiegt, und das Mägdelein es saust in ihr eigen Bett gelegt, und erst als sie das Lämpchen ausgeblasen, schlich der Lauscher still in sein Kämmerlein zurück.

Am andern Morgen, als das Gesinde den Frühstückstisch bereits verlassen, stand Fritz noch am oberen Ende und zog mit dem Finger gedankenlos Kreise in der verschütteten Milch, während die Bäuerin emsig die Linsen zur Mittagssuppe verlas; plötzlich blickte sie auf und gewahrte erstaunt das müßige Thun des Sohnes, während draußen die Arbeit drängte.

„Aber, Bub, was schaffst?“ fragte sie halb lachend, halb ärgerlich; da blickte der Sohn mit unsicherem Ausdruck empor: „Mutter —“ er stockte und nestelte verlegen an seinem Wams.

Die Mutter schob die Linsen zurück, legte die Arme auf die Tischplatte und blickte halb ängstlich, halb beseligt hinüber zum Sohne, dessen heutiges Wesen so seltsam abstach von seiner sonstigen festen, klaren Art.

„So sprich doch,“ drängte sie endlich, „was hast?“

Fritz athmete noch einmal tief auf, dann aber faßte er sich ein Herz: „Mutter, Ihr habt mich so oft gedrängt, ich solle freien, daß Ihr eine gute Tochter und der Hof eine flinke Meisterin kriegt — nun bin ich entschlossen.“

„Und welche ist's?“ forschte die Mutter gespannt.

„Das Lisbeth drüben, das brave, herzige Dirnel!“

„Das Lisbeth?“ schrie die Bäuerin fast entsetzt, denn wie brav und gutberzig sie auch sonst war, so vergaß sie doch nie, daß sie die reichste Bäuerin des ganzen Dorfes sei, „das arme Dirnel! Mein, mein Bub, das schlag Dir aus dem Sinn! Sie ist wohl brav und fleißig, aber kein Weib für einen Großbauern. Warum nimmst nicht dem reichen Schulzen sein Kathrin — ist es nicht auch 'ne bildsandre Dirn?“

„O ja!“ entgegnete der Sohn mit spöttischem Nachdruck, „und die schlechteste Tochter dazu und scharmirt mit jedem ihrer Knechte.“

„Aber 's gibt doch noch mehr paßliche Mäd'el im Lande!“ sagte die Bäuerin ausweichend.

„Möglich, Mutter,“ erwiderte der junge Mann, „nur daß ich keins von ihnen mag; doch Ihr seid Meisterin hier, und ich habe Euch zu gehoramen!“ Damit langte er ohne ein ferneres Wort der Widerrede seinen Hut von der Wand und ging hinaus ins Feld.

Die Bäuerin aber blieb sitzen, wo sie saß, starrte gedankenvoll auf die goldnen Ringel, welche die Herbstsonne über die braune Tischplatte streute, und dachte weder an die Mittagssuppe noch an ihren Hühnerhof.

Aber ein Unglück kommt selten allein! Eine Stunde mochte so verronnen sein, da pochte es laut an die Hausthür, und als die Bäuerin verdroffen aufstand, das Schiebelfensterlein zu öffnen, sah sie draußen den Amtsboten, in der Hand ein Päcklein großer Briefe.

Er kam heran, reichte ihr einen derselben hinein, nickte nur eifertig seinen Gruß und schritt darauf mit wichtiger Miene von dannen.

Es war ein Schreiben des Oberamts, das ihren Sohn zur Militäraushebung berief — ihren Sohn, ihren einzigen Sohn, an dem ihr Herz hing und das Wohl und Weh des großen Gutes . . . sie mußte ihrer Seele keinen Rath. Fritz kam nicht über Mittag heim, denn die Arbeit eilte, und das Essen mußte hinausgeschickt werden aufs Feld — bis zum Abend also mußte sie ihre Sorgen allein tragen. Sie war bitterböse auf ihren Sohn, auf Lisbeth, auf des Schulzen Tochter, auf die ganze Welt — o wäre es doch erst Abend!

Endlich kam der Abend und mit ihm ihr Sohn; sie übergab ihm das Schreiben.

„Und Du sagst gar nix?“ jammerte die Bäuerin, als er, ohne eine Miene zu verziehen, es durchlas.

„Wir sind halt nix Bessres, als andre Leut!“ entgegnete der junge Mann ruhig und legte das Schreiben auf den Rand des Bethhimmels, wo die Andachtsbücher standen; aber die Bäuerin konnte sich nicht zur Ruhe geben, und während die Andern noch bei der Nachsuppe saßen, stand sie auf, um ihr Herz bei ihrer Gvatterin, der Schulzin auszusüßten, die ja von gleichem Leid betroffen sein mußte.

Sie stand schon vor der Stubenthür, aber sie zog die Hand vom Drücker, als sie drin überlaute Rede vernahm: „So laßt doch endlich das dumme Gegeine, Mutter,“ ertönte die Stimme der schönen Kathrin, der heimlich begehrtten Schwieger-tochter, „der Bub wird nicht umkommen — Unkraut vergeht nicht, wie Ihr wißt, und es ist ihm schon recht, wenn sie ihm beim Militär den Querkopf zurecht setzen . . .“

Die Lauscherin draußen ballte unwillkürlich die Hände, dann schlich sie still zurück über den dunkeln Hausgang, und voll tiefen Grolles schritt sie ihrem Hofe wieder zu. —

Die sonnigen Herbsttage waren nun dahin, dicke Nebel hingen über der Erde und über dem sonst so hellen Hauje.

Der Landmann besißt selten die Gabe des Städters, seinen Kummer durch Mittheilung zu erleichtern, und so trug auch Fritz mit stummer Lippe sein Leid, aber der Ausdruck seines guten Gesichtes kündete, daß es darum nicht leichter sei; die Bäuerin aber zürnte noch immer mit Gott und der ganzen Welt. Sie redete nicht mit dem Sohne, den sie doch über Alles liebte, sie ging nicht mehr zu Lisbeth, sondern sandte ihre Gaben durch eine Magd, und ihre Hühner bekamen stumm die Gerste hingefreut; aber mit ängstlichem Ausdruck folgte ihr Auge dem Thun ihres Sohnes.

Er sprach gar nicht über sein Fortgehen, aber er ordnete Alles, als verliese er das Haus auf ewig; — der Mutter schnürte es das Herz zusammen, aber sie schwieg.

Nun kam der Morgen des Scheidens — der Wagen harrte schon vor der Thür, und der Sohn trat zum Abschied an die Mutter heran.

„Behüt Gott, Mutter!“

„Und Du gehst fort — Du willst Dein Vatererbe verlassen?“ jagte sie heftig, indem sie ihre Bewegung zurückzudrängen suchte.

„Muß ich nicht?“

„Nein, Du mußt nicht!“ brach es jetzt in heißen Thränen hervor, „wenn Du's nur dem Herrn Obersten vorstellen thätest, daß Du der einzige Sohn bist, dann muß er Dich halt frei geben!“

„Mutter,“ antwortete der junge Mann mit herberem Tone, „als ihm sonst eigen war, 'ich hab' nimmer gedacht, daß mir mein Vaterhaus entleiden könnt', aber nun ist's so! Laßt mich nur gehen! Sie sagen ja, es gab' Krieg, da müssen auch die 'einzig' Söhne' mit — um so besser, ich frag' nichts nach dem Daheimbleiben!“

Sie schlug die Hände zusammen, denn sie erkannte jetzt voll Todessehnen, daß er ihr verloren sei, ob er ginge oder bliebe. Mutterliebe und Mutterangst aber wallten mächtig in ihr auf, und ihr Stolz sank dahin. . . .

„Und wenn Du das Lisbeth als Dein Weib daheim lassen müßtest, würdest Du da auch fort wollen?“ fragte sie fast athemlos, faßte die Rechte ihres Kindes und blickte ihm angstvoll ins Gesicht, während ihre Thränen vor Erwartung stille standen.

„Nein, Mutter,“ jagte er plötzlich weich, „dann würd' ich Alles thun, um frei zu kommen.“

„So nimm sie, nimm sie!“ rief die Mutter fast schluchzend, „geh gleich hinüber und sag' ihr, daß sie mir willkommen sei, tausendmal willkommener, als die Kathrin, und dann geh und mach Dich frei!“

Das Blut stieg ihm ins Gesicht, und er blickte der Mutter einen Augenblick forschend ins Antlitz, aber er erkannte an den schmerzsuchenden Lippen, daß es ihr heiliger Ernst sei. Da wandte er sich jählings und schritt stumm zur Thür hinaus.

Drüben im Hüttlein saßen sie bei der Morgensuppe; die beiden Bäcklein langten herzhast in die Schüssel voll dampfenden Haferbreis, Lisbeth aber hielt Klein-Annele auf dem Schoß und reichte ihr sorglich Löffel um Löffel.

„Iß auch, Lisi!“ drängte die Kleine, aber die Schwester schüttelte sanft den Kopf — ihr junges Herz war so voll schwerer Sorgen, daß es ihr unmöglich war, einen Bissen über die Lippen zu bringen. Seit acht Tagen hatte die Pathin nicht ihre Schwelle betreten, noch Fritz's Finger an ihr Fensterlein gepocht, obwohl die Magd ihr allmorgentlich die Gaben des reichen Hauses brachte, und der junge Mann in altgewohnter Weise sich ihrer Aeckerchen annahm.

Sie wußte aus den Berichten der Magd, daß das Leid in dem stolzen Hauje eingelehrt sei, und fand es so begreiflich, daß man ihrer darüber vergaß — aber weh that es ihr doch, recht weh! — Da glitt ein Schatten am Fenster vorüber, und gleich darauf pochte es an die niedere Thür.

„Herein!“ — Sie öffnete sich, und auf der Schwelle stand Der, an den sie eben voll stiller Trauer gedacht.

„Fritz . . .“ es übergieß ihr junges Gesichtchen purpurroth.

„Lisbeth, ich komme, Dir Ade zu sagen!“

Sie stellte die Kleine auf den Boden nieder und stand auf.

„Mußt Du denn fort, Fritz?“ fragte sie leise, indem sie ihre Hand in seine hingehaltene Rechte legte.

„Ja, ich muß!“ entgegnete er langsam, „möglich, daß ich mich freiloose! aber, gräm' Dich nicht, Dirnel, die Mutter sorgt weiter für Dich, und der Martin, unser Großknecht, pflügt Dir Dein Land — es ist Alles schon angeordnet.“

Sie sah ihm groß ins Gesicht, während er so sprach. „Wer denkt an solch' Sach', wenn Du fort gehst?“ sagte sie heftig; aber plötzlich ward sie glüthroth, schlug die Hände vors Gesicht und lief hinaus in die kleine Küche. Es ging ihr in diesem Augenblick, wie es dem Fritz neulich Nacht an ihrem Fensterlein ergangen war: Als sie das Wort herausgesprochen, fühlte sie, wie lieb sie ihn habe und daß sie es ihm nun ver-rathen, und das ganze Schamgefühl der Armuth kam über sie; sie lehnte die Stirn gegen die Herdkante und schluchzte bitterlich — da fühlte sie sanft ihren Kopf emporgehoben, und als sie die weinenden Augen aufschlug, sah sie über sich das Antlitz des jungen Mannes.

„Schau, Lisbeth,“ jagte er lächelnd, „das wollt ich halt hören — nun weiß ich, daß Du mich just so lieb hast wie ich Dich.“

„D Fritz, Du treibst Spott mit mir,“ schluchzte sie, „denk an Deine Mutter, und wie arm ich bin!“

„Meiner Mutter bist grad recht!“ tröstete er, „sie hat mir gesagt, daß Du ihr tausendmal willkommener seist, als die reichste Dirn im Dorf. — Nun aber noch einmal, behüt' Dich Gott, mein Dirnel, und bet' brav, daß ich ein Freiloses zieh' und wieder heimkomme, daß wir noch heut Verspruch halten können!“

Er küßte ihr die Antwort von den Lippen, dann ließ er sie los und ging schnell aus dem Hüttlein, und nach wenigen Augenblicken hörte sie schon das Rollen des Wagens, das ihren Liebsten seinem Schicksal entgegen trug. —

So lang war ihr noch kein Tag geworden, obgleich sie das Beste that, die Zeit zu kürzen — sie rührte die fleißigen Händchen flinker noch als sonst, und dazwischen drang lautlos aber voll Inbrunst ihr Flehen zum Himmel empor.

Nun war es Abend: Das letzte Dämmerlicht blickte noch zum Hüttenfenster hinein, an welchem Lisbeth eifrig spinn, als ein Gefährt raschen Laufes die Landstraße heraufkam; es war des Schulzen Wagen und — leer! Den Hans also hatte das Loos getroffen! — Ihr hoffend Herz wurde schwerer — wenn nun . . . da rollte es auch schon wieder von ferne, und lauter noch als vorher kloppte es in ihrer Brust.

Wahrlich, da kam es vorüber, das Gefährt der Pathin, und — sie preßte die Lippen fest zusammen, daß kein Laut ihren Schmerz verrathe — leer wie das vorige! Ihr Gebet war also nicht erhört worden.

Sie beugte sich nieder auf das Mädchen, den zerrissenen Faden wieder anzuknüpfen, aber die überquellenden Augen hinderten es; da pochte es laut an die Scheiben, und als sie erschrocken aufschaute, stand draußen der Martin und berich-

tete mit weinlicherer Zunge, der Fritz lasse sagen, er könne nicht kommen!

Ach, sie hatte es ja schon gewußt beim Anblick des leeren Wagens, aber diese kalten Worte drückten das Siegel unter ihr Schicksal; sie fürchtete, in ihrer Stimme sich zu verrathen, drum nickte sie nur stumm, daß sie's vernommen habe; und als der Bursch gegangen war, stand sie auf, zündete das Lämpchen an und schloß dann den Laden des Fensterleins, als wolle sie sich fortan abschließen gegen die ganze Welt da draußen.

Die Bäcklein schliefen schon längst in der Nebenkammer, und auch Klein-Annele hatte endlich die Aenglein geschlossen, nachdem sie heut vergeblich die Schwester um eins ihrer schönen Märchen gebeten — Lisbeth hatte stumm den Kopf geschüttelt, die Kleine geküßt und dann die Vorhänge des großen Himmelbettes zugezogen.

Nun saß sie an dem eichenen Tisch, vor ihr lagen die Strümpfe der Geschwister, die sie in Stand setzen mußte zum morgenden Sonntag, denn der Arme hat keine Zeit mit gefalteten Händen seinen Schmerz nachzuhängen; drum nahm auch Lisbeth die Nadel zur Hand, zog den Docht des kleinen Lämpchens höher und begann ihr mütterliches Werk. Es ging ihr nicht so schnell von Statten wie sonst, gar oft machte die Hand eine verrätherische Bewegung hinan zu den Wangen, und das leise Lied, mit dem sie sonst ihre Arbeit begleitete, ward nicht gehört — nur der Pendelschlag der alten Schwarzwälderuhr durchtönte den stillen Raum, während draußen der Nachtwind in der fast entblätterten Linde rüttelte und einzelne große Regentropfen, schweren Thränen gleich, gegen den geschlossenen Laden trieb; Lisbeth's Augen ruhten mechanisch auf ihrer Arbeit, aber ihre Gedanken schwebten trauernd in die Weite — da kam es leisen Schrittes über den Flur, pochte an die Thür wie am Morgen, und Lisbeth rief ein müdes „Herein!“ Als aber nun die Thür aufging, da stand hoch aufgerichtet und freudeleuchtenden Auges auf der Schwelle Der, den sie noch eben so fern geglaubt.

„Frei, mein Lisi,“ rief er jubelnd, „Du hast gewiß tapfer gebetet, mein herzig's Dirnel, denn es waren nur zwölf Freiloose, und eins davon zog ich!“

Weit in die Stube hinein slog die Arbeit, und mit lautem Schrei lag das sonst so stille, sanfte Kind in den Armen des heimgekehrten Fritz.

„O Gott, der Martin sagte doch, Du kämst nicht,“ schluchzte sie unter Freudenthränen, „und der Wagen war leer, da meint ich, Du müßtest fort!“

„Nicht doch, mein Dirnel,“ beruhigte er sie, „ich ließ die Thiere nach Hause laufen, weil ich noch beim Goldschmied meine Ringe kaufen wollt — weißt doch, daß wir heut noch Verspruch halten wollen. — Der Martin aber sollte Dir sagen, ich käme erst später mit dem Müllerheinz seinem Gefährt; aber der wüste Bub ist unterwegs trunken worden und hat's halt verkehrt ausgerichtet und Dich erschreckt. — Die Mutter wußt schon seit Mittag von der alten Botenlies, daß ich mich freigespielt und hat einen Braten gericht — nun tummelt Euch, daß er nicht verbrennt.“

Herr Gott, wie das Glück doch die Zunge zu lösen vermag! War das der düstre, einsilbige Mann der vergangenen Tage?

Unter Lachen und Scherzen trieb er die Bäcklein in der Nebenkammer von ihrem Lager auf und half ihnen in die Sonntagswämser, während im Stübchen Lisbeth sich und dem Schwesterlein den besten Staat anlegte — dann zog die kleine Schaar frohen Herzens in das stattliche Nachbarhaus.

Und als nun dort die Bäuerin Lisbeth als ihre „liebe Tochter“ in die Arme schloß, und dann ihren Fritz umhalsete, da fühlte sie, daß ihres Sohnes Herz ihr wieder gehöre, wie in alten Tagen, und daß der Rebel von Haus und Herzen gewichen sei für immerdar.

### Die Sehnsucht.

Von Max Djele.

Wenn Du, vergrämt und still,  
Bist von der Welt verlassen,  
Dein Aug' sich trüben wilst  
Und jedes Bild verlassien,  
Da lang' mit Trost und Schein  
Zu freihem Muth Dich wecke,  
Wenn all' die Liebsten Dein  
Ein Dämon von Dir schreie,  
Da tritt beim letzten Glanz  
Des bald verlöschten Lichtes  
Ein Mädchen, hold im Kranz,  
Unschuld'gen Angesichtes  
In Deines Stübchens Raum —  
Schneeweiß sind die Gewände, —  
Sie lächelt wie im Traum  
Und scheint aus and'rem Lande,  
Und leise neben Dich  
Setzt sie sich stiller Feier  
Und hebt sittiglich  
Den sternbesäten Schleier:  
Mit meiner Rosen Kranz,  
Mit meinem Schleier von Sternen —  
Schau aufwärts in den Glanz,  
Der kommt aus andern Fernen!

**Plauderflüschchen.** Zeitschrift für weibliche Bildung in Schule und Haus. Herausgegeben von Richard Schornstein und Alwin Victor. Leipzig, V. G. Teubner.  
Auf dem Gebiete des deutschen Mädchenschulwesens ist seit 1872 ein neues Leben und Streben erwacht, welches den Zweck hat, der höheren Mädchenschule nach den Seiten ihres inneren und äußeren Ausbaues eine volle Klarheit der Grundlagen und eine wohlgegliederte, heilsame Durchbildung zu geben, der weiblichen Natur und den Anforderungen der nationalen Bildung angemessen. Aus diesen Bestrebungen ist obige Zeitschrift im Jahre 1873 hervorgegangen; sie will als „Centralorgan für das deutsche Mädchenschulwesen“ denselben dienen und in Schule und Haus dafür wirken. In jährlichen sechs Heften, je zwei Monate umfassend, werden uns Mittheilungen über den Fortgang der Bestrebungen für eine gesellige Normirung der Organisation und Stellung des höheren Mädchenschulwesens gemacht; dann folgen Besprechungen der Aufgaben des Unterrichtes und der Erziehung und der demselben förderlichen Mittel und Einrichtungen. Eine pädagogische Bücherchau und Besprechungen über Schulberichte schließen sich an und den Schluß bilden Mittheilungen über die wichtigeren Bestrebungen auf dem

Gebiete der Frauenfrage, sowie Verschiedenes aus der Tagesliteratur und dem Leben, was die ins Auge gefassten Hauptzwecke berührt. Vor uns liegen bereits zwei vollständige Jahrgänge und die ersten Hefte des dritten Jahrganges dieser Zeitschrift, welche beweisen, daß die Redaction von Jahr zu Jahr ihrem Programm getreulich nachkommt und dasselbe in für alle Zweige des Mädchenschulwesens fruchtbringender Weise zu erweitern sucht. Erzieherinnen, Insubstitutlehrerinnen, wie überhaupt alle Lehrenden an Mädchenschulen finden in den Aufsätzen eine Fülle anregenden und belehrenden Stoffes und die besten Winke für ihren Beruf; sie werden orientirt über den gegenwärtigen Stand des Mädchenschulwesens, über die besten literarischen Erzeugnisse auf diesem Gebiete, nicht minder über die verschiedenen Anstalten und Klassen zum Besten arbeitsunfähig gewordener Lehrerinnen. Auf die verschiedenen Aufsätze im Einzelnen einzugehen, ist im „Bazar“ nicht der Ort; wir können schließlich den Leserrinnen beselben, mögen sie nun Lehrerinnen sein oder sich sonst für die Mädchenschule interessieren, nur rathen, die empfohlene Zeitschrift durch eigene Anschauung kennen zu lernen, und sind überzeugt, daß sie dieselbe willkommen heißen werden.

**W. Sr.**  
Das Hauswesen nach seinem ganzen Umfange, dargestellt in Briefen an eine Freundin, mit Beigabe eines vollständigen Kochbuches von Marie Susanne Kübler (Frau Scherr). Siebente verbesserte Auflage. Mit Holzschnitten. Stuttgart, Verlag von F. Engelhorn, ist der vielfach gelobte Titel eines Werkes, das — um nicht die übliche Phrase zu gebrauchen: „es gehöre zu dem Besten, oder es sei das Beste, was in dieser Richtung geleistet“ — als ein Hausbuch bezeichnet werden muß, in welchem jede Frau, Gattin und Mutter so orientirt sein sollte, wie in ihrem Hause, ihrem Hausgarten, ihrer Kinder- und Krankenstube selbst. Sie wird sich wenigstens im Besitze des Wertes, welches aus der Erfahrung eines vielseitigen Thätigkeitslebens hervorgegangen, und auf alle Verhältnisse, Vorkommnisse und Zufälle im häuslichen und wirklichen Leben Rücksicht nimmt, niemals rathlos und in Verlegenheit befinden. Die junge Anfängerin in der Haushaltungskunst, wie die besorgte Mutter am Krankenbette ihres Kindes, die emsige Gärtnerin im Bereiche ihres Blumen- und Küchengartens, die Kunstbäuerin, die Wäscherin und Wäscherin, sie alle erhalten nicht nur weisen Rath und gründliche Unterweisung bei ihrem praktischen Verfahren, sie werden auch durch die den Abschnitten beigegebenen bildlichen Darstellungen mit einer Anschauungslehre beachtet, die nirgend nützlicher und wichtiger, als im Haushalte, wo die Kenntnisse der Frau, die Gewissenhaftigkeit für die Erhaltung und das Wohlbefinden, für die Gesundheit und Schönheit ihrer Umgebung verantwortlich ist, oft durchaus unzureichend sind, um den wissenschaftlichen Anforderungen bei Erfüllung ihrer Pflichten immer entsprechen zu können. Nicht selten wird eine Frau, welcher die Verwaltung eines Hauses, die Oberaufsicht eines Institutes, die Beforgung eines Festessens, die Eintheilung eines Stück Gartenlandes u. s. w. übertragen ist, in die Worte ausbrechen: „Ich weiß, daß ich nichts weiß!“ und sich dabei nach einer erfahrenen Freundin, einer Rathgeberin und Helferin in der Noth umsehen. Eine solche ist ihr nun in allen den genannten und vielen anderen Fällen, die ihre anordnende und einschreitende Thätigkeit bedingen, die Sammlung von praktisch-ästhetischen Fingerzeigen und Lehren, welche sich in dem betreffenden Werke, wie zu einem Haushaltungs-Zaubertrank im Kreise der Jahreszeiten, mit ihren interessantesten und von der Hausfrau wohl zu beachtenden und zu benutzenden Erscheinungen, rundet. Das ewig Wiederkehrende in diesem Wechsel ist auch das ewig Neue, und es vermag deshalb auch das, was in das Haushaltungs-Resort fällt, niemals alltäglich zu werden, weil der Einfluß auf das Gesammtleben der Hausgenossenschaft davon abhängig ist. Da es nun aber keineswegs gleichgültig ist, von wem man sich in so wichtigen und einflussreichen Dingen Rath ertauschen läßt, so mögen die Frauen, denen ihr Haus und ihre Familie lieb und werth sind, die den täglichen Bedarf nicht bloß geschäftsmäßig herzustellen wünschen, und in dem Abthun der Sache schon genug geleistet und ihre Pflicht erfüllt zu haben meinen, sondern die den Zauber der Amuth, der Wohlthätigkeit und des Behagens zu verbreiten bestrebt sind, das Werk von W. S. Kübler sich zu eigen machen, sie werden in den „Briefen“ der Verfasserin an ihre Freundin, in welchen sie neben der Deftonomie die Poetik, neben dem Wissenschaftlichen das Erziehende und Verklärende zur Geltung bringt und beides mit einander vermischt, die edelste Befriedigung finden.

**Auflösung des Buchstaben-Räthsels Seite 235.**  
E R L E  
R O O N  
L O R D  
E N D E

### Romanze.

Andante con molto espressione. Eduard Hilde.

Correspondenz.

Frau Auguste W. Wenden Sie sich gefälligst an den Haarakzt Herrn Dr. Vincius, Berlin, Unter den Linden 66. — Langjähr. Abonnentin in Wien. Professor Weidinger's automatische oder Tafel-Gismaschine ist beschriebenen und abgebildet auf Seite 152 des Bazar 1872. Sie hat sich vollkommen bewährt und ist in verschiedenen Größen vorrätig beim Hoflieferanten C. Cohn, Berlin, Hausvogtelplatz 12. — S. K. in G. Waite aus Juppfeide wird von den Armen des Sieveling-Berens in Hamburg gearbeiter; dieselbe ist das Stück zu 1,20 Mark durch Fräulein A. Jänisch, Hamburg, Fehlandstr. 20, zu beziehen. Als Fabriken zur Anfertigung von Watten aus Juppfeide werden uns genannt die Firmen G. Schönenberger Nachfolger (Inhaber: Eisleben) in Lübeck und J. G. Delling, Chemnitz, äußere Dresdenerstr. 1442, 5. Abtheilung. — Abon. in Wien. Grauer Alpaca wäscht sich sehr gut in Gallseife; bei seibender Garnitur kann man das Kleid ungetrennt der chemischen Reinigung übergeben. — S. in D. — Neue Abonnentin. 1. Gypsfiguren erhält man einen neuen Anstrich am besten auf die Art, daß man guten gebrannten Gyps in Milch einrührt, so daß eine Farbe von Consistenz der gewöhnlichen, zu Anstrich der Zimmerdecken und Wände gebräunlichen Leinwand entsteht und mit dieser Farbe die Figuren je nach Bedürfnis zwei bis drei Mal anstreicht. Die Farbe muß möglichst dünn aufgetragen werden, bei nicht genügender Bedung lieber einmal mehr, als von vornherein zu dick. Dieser Anstrich erhält nach vielfältigen Erfahrungen den alten Gypsfiguren am besten den dem Material eigenthümlichen Charakter. 2. Die gelb gewordenen weißen wollenen Strümpfe

werden feucht geschwefelt und dadurch wieder weiß. 3. Wodurch sind die Flecke im Marmor entstanden? Um Wein- und Champagnerflecke aus polirtem Marmor zu entfernen, befeuchtet man dieselben mit schwacher Kleealösung, wäscht mit reinem Wasser nach und schleift mit feinem geflohenem, gestebtem, weissem Marmor mittelst eines Lappens, der in Wasser und dann in das Pulver getaucht wird, die Stelle ab, oder man schleift mit Bimsstein ab und schleift mit Jimssteine nach. 4. Das Rezept zu roh gebratenen Kartoffeln lautet: Die Kartoffeln werden abgeseigt und damit je nicht gleich in zu große Hitze kommen, wodurch sie auswendig braun würden und inwendig hart bleiben, in mäßig heiser Butter gebraten. Erst nach und nach wird die Butter heißer gemacht und die Kartoffeln darin fertig gebraten. Sie werden dann abgetropft, etwas mit Salz bestreut und heiß gegessen. — Abonnentin Cecile S. in V. V. Parquetfußböden pflegt man nur mit Wachs abzureiben. — Abon. in D. bei Bonn. Kleesalz ist beim Fortschaffen von Tintenflecken aus Strohgesecht ohne nachtheilige Einwirkung auf letzteres; man benützt es sogar gewöhnlich bei der Reinigung von Strohhüten. — S. B. Auf Ihre Frage werden Sie am besten beim nächsten Buchhändler Antwort erhalten. — Emilie. Die sogenannten spanischen Fliegen (Canthariden) finden sich Ende Mai und im Juni bei uns oft in beträchtlichen Mengen auf Eseln, Rheinweiden, Hollunder, Jasmin u. s. Nach warmen, schönen Tagen werden am frühen Morgen, bei Sonnenaufgang, die erkrankten Käfer auf untergebreitete Tücher abgeschüttelt, gewöhnlich in Flaschen gefasst und von den Apothekern zur Verarbeitung auf Plaster u. s. gefast. — Abon. in Berlin. Die fragliche französische Waschmethode (von Chapoteaut in Deffe vor ca. 24 Jahren empfohlen) ist folgende: 2 Pfund Seife werden in einigen Pfunden heissem Regenwasser gelöst und die Lösung bis auf 100 Pfund mit lauwarmem, weichem Wasser verdünnt. Dann mengt man eine gut durchgeschüttelte Mischung aus 1 Loth Terpentinöl und 2 Loth

Salzialgeist unter Umrühren darunter. In das noch warme Gemisch wird die Wäsche 4 bis 6 Stunden hindurch eingeweicht. Das so gewaschene Stück für Stück der Wäsche zwischen den Händen gerieben und in lauwarmem Wasser ausgespült. Für stark schmutzige Wäsche erhöht man den Zusatz von Terpentinöl und Salzialgeist (unbeschadet der Haltbarkeit der Wäsche); statt des Terpentinöls kann man auch Benzol nehmen. Diese Waschmethode gibt vorzügliche Resultate. — Freue Abonnentin in W. 1. Compendiöse Reifeapotheken liefert gut und wohlfeil Apotheker Herb in Pulsnitz (Agr. Sachsen). 2. Abendliche Einreiben der Hände mit Glycerincreme (Colbcream mit etwas Glycerin vermischt) und Bedecken der Hände mit Handschuhen während der Nacht macht die Hände weich und weiß. 3. Glanz, welcher durch Abtragen des Stoffes entsteht, läßt sich nie ganz beseitigen. — A. G. in W. Das Vly-Feuerzeug oder elektrische Feuerzeug, ist ein besonders für den Nachtgebrauch bequemer kleiner Apparat mit Vlyroinlampchen, welches beim Druck auf einen Knopf sich entzündet. Durch diesen Druck wird nämlich ein kleines in dem Feuerzeug befindliches galvanisches Element in Thätigkeit gesetzt, wodurch eine feine Platindrathspirale ins Glühen geräth und den Draht der Petroleumlampe, den sie umzieht, entzündet. Das Vly-Feuerzeug ist beim Hoflieferanten C. Cohn in Berlin, Hausvogtelplatz 12, vorrätig. — A. B. in G. — A. W. — W. in W. — S. K. in W. Sie wollen Ihre Fragen gefälligst einem Arzte vorlegen.

Notiz.

Den dieser Nummer beiliegenden Prospekt: „Neuigkeiten der J. G. Cotta'schen Buchhandlung“ empfehlen wir der gefälligen Beachtung unserer Leserinnen.

Fortschritt. W. Spindler, BERLIN, Wallstraße 11-13 und Spindlersfeld bei Cöpenick. Färberei, Druckerei und Reinigungs-Anstalt für Herren- u. Damen-Garderobe. Agenturen in allen grösseren Städten Deutschlands.

Patent-Salicylsäure-Präparate von A. Vohsen-Honrath, Neuwied und Enskirchen (Rheinprovinz). An unsere Hausfrauen! Welche eine Last für unsere Hausfrauen ist es, wenn sie so häufig die eingemachten Gurten, rote Rüben, Preiselbeeren u. s. nachsehen müssen oder gar gezwungen sind, die Sachen wieder aufzutuchen u. s. Diese Uebelstände fallen jetzt fort durch Anwendung meines Patent-Salicylsäure-Weinessig-Extracts u. s. d.

Die GRAY'sche amerikanische Papierwäsche für Herren, Damen u. Kinder aus der Fabrik MEY & EDLICH, Leipzig. hat sich durch ihre Eleganz, durch die praktischen und gut passenden Façons, durch ihre grosse Haltbarkeit sowie durch die ausserordentliche Bequemlichkeit, welche sie Jedem, der sie trägt, bietet (das Waschen- und Plättenlassen fällt ganz weg), und ihres billigen Preises halber rasch die Gunst der besten Gesellschaftskreise verschafft, und wird ihrer grossen Vorzüge wegen auch jetzt in Europa allgemein adoptirt.

H. Lisser Wwe, Berlin, Jägerstr. 42, empfiehlt Corsets, Jupons, Tournures in reichster Auswahl und jedem Genre. Patent-Waschmaschine, neueste u. beste rotirende, welche das Zeug nicht ruiniert. Ein Vor- oder Nachwaschen mit der Hand nicht nöthig, empfiehlt die Act.-Gesellsch. f. Maschinenbau u. Eisenindustrie zu Babel a. d. Jade.

Eine Tasse Kaffee von vorzüglichem Geschmack und prachtvoller Farbe, wie man sie in Wien, Prag und in den böhmischen Bädern trinkt, erzielt man, wenn man dem Bohnen-Kaffee eine Kleinigkeit Otto C. Weber's Feigen-Kaffee\*) zusetzt.

Bazar de Voyage, J. Demuth, Hoflieferant, Berlin C., Schlossfreiheit 1. Fabrik und größtes Lager von Reise-Effekten und feinen Lederwaren. Empfehlen sich den geehrten Damen zur geschmackvollen Garnitur von Handarbeiten in diesem Genre.

Preis ohne Verschlusskasten Mark 78. Preis mit Verschlusskasten Mark 87. Zum Familiengebrauch, zur Damenschneiderei u. s. ist unsere auf der Wiener Welt-Ausstellung mit dem höchsten Preise, der Verdienst-Medaille prämierte Lincoln-Nähmaschine entschieden die praktischste aller existirenden Systeme, da mit derselben alle vorkommenden Arbeiten gefertigt werden können.

entfchieden die praktischste aller existirenden Systeme, da mit derselben alle vorkommenden Arbeiten gefertigt werden können. Dieselbe nährt den leichtesten Schirting oder Mull genau so gut, als den schwersten Doublestoff, wodurch sie dem zum Theil sehr viel eingeführten Wheeler- & Wilson-System entschieden vorzuziehen ist, da letzteres zu Weisnarbeiten wohl gut zu verwenden, zu etwas schwereren Arbeiten, welche wohl in jeder Familie einmal vorkommen dürften, jedoch gar nicht zu gebrauchen ist. — Infolge der vielen Vorzüge, die unsere Maschine andern gegenüber besitzt, sind wir bereits seit Jahren mit den Lieferungen an Behörden beauftragt. — So bezogen zuletzt das Herzogl. Braunschweigische Haupt-Steueramt hier, das Königl. Ungar. Central-Post-Amt in Pest, sowie viele andere Post-, Telegraphen-, Reichs- und Conium-Bereine zur nachweislich vollsten Zufriedenheit unter Fabrikat. Die Construction unserer Lincoln-Maschine ist eine äusserst einfache, so daß jeder Laie, der noch nie auf einer Maschine gearbeitet hat, mit Hilfe der sehr genauen Gebrauchsanweisung sofort darauf arbeiten kann. Die Ausstattung unserer Maschine ist äusserst elegant, die Arbeit eine gediegene und übernehmen wir eine reelle dreijährige Garantie. Jeder Maschine werden folgende Apparate gratis beigegeben:

Der Preis unserer Maschine ist ein sehr geringer und zwar: Lincoln zum Hand- und Fußbetrieb (lt. obiger Zeichnung) Mk. 78. — gegen Cassa. Dieselbe mit elegantem Verschlusskasten Mk. 87. — gegen Cassa und zwar ist bei Bestellung die Hälfte in Baar einzulösen oder aber wird per Nachnahme erhoben, während der Rest 14 Tage nach Empfang der Maschine zu berichten ist. Die Lieferung geschieht franco jeder Eisenbahnstation. — Zeichnungen und Prospekt-Verden auf Wunsch gratis und franco. Referenzen und Anerkennungs-schreiben von den gediegensten Fachmännern liegen aus allen Theilen Deutschlands, Oesterreichs, der Schweiz und Hollands vor.

Die so schnell beliebt gewordenen Japanischen Gardinen und Tapeten, ausgezeichnet durch grösste Haltbarkeit, überraschende Schönheit der Muster und Farben bei überaus billigen Preisen und täuschendster Nachahmung aller Arten gewebter Stoffe, empfiehlt das General-Dépôt für Deutschland A. & C. Kaufmann, Berlin W., 37. Kaisergallerie.

Das Etablissement für Kirchen-Ornamentik Paul Geh. Heinersdorff, Hofkunsthandler, Berlin, Friedrichstr. No. 60, empfiehlt seine ausgedehnte Paramenten-Werkstatt, aus der bereits mehr als 240 Altarbedeckungen hervorgegangen sind, zur Anfertigung von Altarbedeckungen, Velen, Taufsteindecken, Bahrentüchern etc. etc. zu billigsten Preisen. Grosses Lager von Stoffen, Franzen, fertigen Stickereien in Seide, Silber u. Gold in streng stylgerechten kirchl. Mustern. Reiche Auswahl-Sendungen.

Die vorzügliche Qualität der mit nebenstehender Marke bezeichneten Chocoladen aus der rühmlichst bekannten Fabrik von Ph. Suchard in Neuchâtel (Schweiz) findet mit jedem Tage mehr die ihr gebührende Anerkennung; der stets steigende Absatz bietet dafür den besten Beweis. Auf die große Auswahl zu Geschenkern geeigneter Phantasiefachtheilen mit Chocolade wird noch ganz besonders aufmerksam gemacht. Entrepôt général à Paris 16, rue Montmorency.

Schering's Grüne Apotheke. Berlin N., Chausseestrasse 21. Pepsin-Essenz nach Professor Dr. Liebreich. Mittel bei Appetitlosigkeit, schwachem und verdorbenem Magen. Fl. 15 und 20 Sgr. — Reines Malzextract (kein Bier), bewährtes Hausmittel bei Husten und Heiserkeit. Fl. 7 1/2 Sgr. Malzextract mit Eisen, bei Blutarmuth etc., Fl. 10 Sgr. Drogen, Chemikalien, Cosmetische Mittel.

Novität sind die beiden optischen Gläser Erythrophytoskop I. und II. I. Glas: Betrachtet man durch ein solches Glas eine sonnenbeglänzte, vegetationsreiche Landschaft, so erscheinen die Pflanzen leuchtend solarroth, der Himmel prächtig cyanblau, die Wolken rötlich violett. Dabei ist dem Landschaftsbilde weder der anmuthige Wechsel von Licht u. Schatten, noch der Reichthum der Farben verloren gegangen, aber dem herrlich blaugrünen See wölbt sich tiefblau der Himmel, an dem rothe Wolken schweben. Aber geradezu märchenhaft wirkt das lichte Roth, in welches das gewohnte Grün der Pflanzen wie durch einen Zauber verandelt erscheint.

Metall-Schablonen für Weißsticker: Monogramme, Langnetten, Zwischenstücke, Kronen, das Neueste, was der Bazar bringt, fertigt C. W. Heyl, Graveur u. Fabrikant, Berlin S., Neue Köstr. 1.

Zu Ueberwürfen, Tuniques und Talliers. Toile d'Italie uni und guipure, 100 Centimeter breit, à Meter 1 M. 65. und 2 M. 70. Spinnennetz in écru, à Meter 3 M. bis 4 M. 50. Durchbrochene und carrirte Baste in den neuesten Dessins empfiehlt H. LISSAUER, Berlin W., Jägerstrasse 24. Muster nach ausserhalb franco.

Ueberwürfen, Tuniques und Talliers. Toile d'Italie uni und guipure, 100 Centimeter breit, à Meter 1 M. 65. und 2 M. 70. Spinnennetz in écru, à Meter 3 M. bis 4 M. 50. Durchbrochene und carrirte Baste in den neuesten Dessins empfiehlt H. LISSAUER, Berlin W., Jägerstrasse 24. Muster nach ausserhalb franco.

Geunden und frischen Teint wiederzugeben vermag nur das weltberühmte Eau de Lys de LOMSE, Schöneheits-Bienen-Milch, erprobt u. anerkannt von allen berühmten Doctoren, medicin. Fakultäten, Damen und Herren, als das einzig bewährte Schönheits-Mittel, welches Sommerprossen, Sonnenbrand, Kupferrotze, gelbe Flecke, Flocken u. s. unter Garantie entfernt, die Haut weich, geschmeidig macht und derselben ein jugendliches, frisches, gesundes Aussehen verleiht. In Originalflaschen à 2 Thlr. u. à 1 Thlr. LOMSE, Hoflieferant, Parfumeur, Berlin, 46. Jägerstrasse 46. 77. Genaue Preis-Contante ästhetischer Parfümerien gratis und franco.

Velimer Eisen-Chocolade mit Kräl's körnigem Eisenzucker. Bei Blutarmuth, Bleichsucht oder deren Folgekrankheiten ärztlich empfohlen. Dieselbe ist zum Kochen in Päckchen zu 1/2 Kilo à 80 Kr. ost. W. = 1/2 Mark, zum directen Genuss in Cartons (Pastillenform) à 25 Kr. ost. W. = 1/2 Mark durch Apotheken u. a. durch das Haupt-Dépôt: Velimer Fabriks-Niederlage in Prag gegen Einsendung des Betrages oder gegen Postnachnahme zu beziehen. Verpackung wird nicht berechnet.

Philipp Hirsch's Sohn, Kunstblumen und Schmuckfedern, WIEN, 24. Tuchlauben 24. Weltausstellung 1873, Wien Verdienst-Medaille.

Neueste Erfindung. Schönschreibe-Apparat. Garantiert Personen jeden Standes und Alters nach 24stündigem Gebrauch ohne jede fremde Hilfe eine schöne ausgeschriebene Handschrift. Deutsch 2 1/2 Mark. Lateinisch 2 1/2 Mark. Gebrauchsanweisung gratis. Bei Einlösung des Betrages sofort frei ins Haus durch L. Zigele in Watenburg, Prov. Hessen. Dr. J. WEISS, Nerven-Krankheiten, Specialist für ord. v. 2-4 Uhr, Consultationen auch briefl. 281] Wien, I. Gonzagagasse 12.